

3 Un()Besprechbarkeiten beforschen

»Jedes meiner Bücher ist eine Weise, einen Gegenstand zu konturieren und eine Methode zu seiner Analyse zu erfinden. Ist meine Arbeit beendet, so kann ich gewissermaßen im Rückblick – aus der soeben gemachten Erfahrung – eine methodologische Reflexion entwickeln, welche die Methode herausarbeitet, der das Buch hätte folgen sollen.«

(Foucault 1996: 25)

Dieses Kapitel dient sowohl der Prozess- und Methodenreflexion als auch der weiteren Erkenntnisgenerierung. Die Interviews stehen dabei (weiterhin) im Zentrum, denn im besagten Spannungsfeld zwischen einerseits dem Bedürfnis meiner Interviewpartner, sich auszutauschen, und andererseits ihrer Hemmung, sich jemandem anzuvertrauen, verorten sich auch die Gespräche zwischen mir und ihnen. Daher betrachte ich in diesem Kapitel die Interviews in ihrer Ganzheit – das heißt, ich werde sie weniger inhaltlich auswerten und interpretieren, sondern ihr (Nicht-)Zustandekommen, ihren Verlauf, das Setting sowie meine Interpretation(sversuche) reflektieren und mit vorhandener Forschungsliteratur verknüpfen.

Wie steht es um die Methodenreflexion in der Männlichkeitenforschung? In der Einleitung des Sammelbandes *Men, Masculinities and Methodologies* konstatieren Pini und Pease (2013: 1) nach Durchsicht der empirischen Literatur:

»[M]asculinity scholars have generally not problematized the methodologies they have chosen to research men's lives. There is no debate that is comparable to the discussions within feminist scholarship about appropriate methodologies for researching women's lives.«

Meuser (1998: 11) dagegen meint (vermutlich bezogen auf den deutschsprachigen Kontext), dass es seit den 1980er Jahren innerhalb der Frauenforschung zwar nicht viele empirische Untersuchungen gegeben habe, »die den Mann zum Gegenstand haben«, wohl aber eine Auseinandersetzung damit, »in welcher Weise, mit welchen

Konzepten, von welchen Voraussetzungen ausgehend und in welchem wissenschaftssystematischen Rahmen Männer und Männlichkeiten erforscht werden können und sollen«. Mit diesem Buch versuche ich beides: Es hat »den Mann zum Gegenstand« und gleichzeitig verhandle ich in den folgenden Unterkapiteln – dicht an meinem Material – die methodologischen Herausforderungen, die damit einhergehen. Welche Besonderheiten bringt eine auf Gesprächen aufbauende Forschung zu cis Männern mit Genitalverletzungen und -amputationen mit sich? Was bedeuten die *anforderungsbedingten Besprechbarkeitsgrenzen* interaktiv? Welche Rolle spielen das Setting und die Gesprächskonstellation?

Es wird deutlich werden, dass die Spezifität meiner Forschung in der Kombination dreier Aspekte liegt, die dazu führte, dass die Interviews für die Teilnehmenden zu höchst vulnerablen Gesprächssituationen wurden: Es waren qualitative Interviews mit männlich sozialisierten Personen, also Personen, die sich mit Anforderungen von Männlichkeit konfrontiert sehen. Darüber hinaus waren es Interviews zu Körperlichkeit und Krankheit, also Themen, die für männlich sozialisierte Personen tendenziell schwieriger zu besprechen sind. Und schließlich ging es nicht nur um Körperlichkeit und Krankheit im Allgemeinen, sondern konkret um den Verlust von Körperteilen und -funktionen, die stark mit Männlichkeit aufgeladen und assoziiert sind. All diese Aspekte werden auch in der wissenschaftlichen Literatur – meist jeweils für sich genommen – als Besonderheiten bzw. Herausforderungen der qualitativen Forschung behandelt. Hier hängen sie untrennbar zusammen und lassen sich nicht einzeln abhandeln, die folgenden Unterkapitel können aber so verstanden werden, dass sie je Teile davon stärker in den Vordergrund stellen. Die Themen aus dem vorigen Kapitel – Männlichkeitsanforderungen, Scham, Sprachlosigkeiten, das Gegenüber – werden dabei weiter befragt. Daraus ergeben sich schließlich nicht nur forschungspraktische und methodologische, sondern auch inhaltliche Erkenntnisse.

Das erste Unterkapitel 3.1 fokussiert die Forschungsliteratur, die zu den Besonderheiten eines *interviewing men* schreibt. Welche Gründe werden darin bezüglich eines erschwerten Feldeinstieges diskutiert? Was wiederum war die Motivation meiner Interviewpartner, an der Studie (dennoch) teilzunehmen? Ihre Teilnahme an den Interviews kann als ein Versuch gesehen werden, aus der Vereinzelung herauszutreten und »ein Gegenüber« zu haben. Dabei fungiert das Interview als Bindeglied zu anderen Betroffenen sowie als Ersatz für eine Anlaufstelle, deren Fehlen von einigen Interviewpartnern bemängelt wurde.

Im Unterkapitel »Doing Research on Sensitive Topics« (3.2) zeige ich, dass nicht nur die – wie oft üblich – freie Wahl des Interviewortes, sondern auch des *-formats* essentiell für das Gelingen der Interviewstudie war. Meine Reflexion zu den Chat- und den Videocall-Interviews bringe ich mit vorhandener Forschungsliteratur zur *computer-mediated communication* in der qualitativen Forschung zusammen. Ich argumentiere, dass eine Offenheit gegenüber heterogener Gesprächsformate

für die qualitative Erforschung von Männlichkeiten, Körperlichkeit und Sexualität notwendig ist. Durch die visuelle Anonymität und Distanz im virtuellen Raum können sensible, schambehaftete Themen im Zweifelsfall überhaupt erst (besprochen und) erforscht werden.

Im Unterkapitel »Walking on eggshells« (3.3) untersuche ich die Gesprächsverläufe genauer: Wie fanden Scham und vermeintlich Unsagbares im Gespräch ihren Ausdruck? (3.3.1) Welche Rolle spielte meine Art der Interviewführung, mein Auftreten, meine Wortwahl für den Verlauf der Interviews? (3.3.2) Es wird sich zeigen, dass meine Interviewpartner auch so gelesen werden können, dass sie die Besprechbarkeitsgrenzen zwar spüren, sie aber gleichzeitig auch zu umgehen versuchen – eine Möglichkeit, die auch ich als Forschende austariere.

Im Unterkapitel 3.4 fokussiere ich die Interviews als vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Situation. Vereinfacht gesagt: Welche methodologischen Überlegungen ergeben sich aus dem Setting ›cis Frau interviewt cis Mann zu Genitalverletzungen und -amputationen‹? In Auseinandersetzung mit einschlägiger Forschungsliteratur und meinem eigenen *informellen Schreiben* wird deutlich, dass es sich bei diesem Setting um ein komplexes Machtbeziehungsgeflecht handelt, das für die Analyse nicht ausgespart werden kann.

Das Unterkapitel 3.5 widmet sich der Frage, wie komplexes und heterogenes Material zu tabuisierten Themen interpretiert werden kann. In Form eines Exkurses rekonstruiere ich meinen Versuch, das Interviewmaterial mit der psychoanalytisch informierten Methode der Tiefenhermeneutik zu interpretieren und so das Ungesagte, das Zwischen-den-Zeilen-Stehende meines Materials – das Latente – freizulegen.

In der Zusammenführung (3.6) blicke ich vor dem Hintergrund der vorangegangenen Kapitel noch einmal auf die Forschungshaltung der Reflexiven Grounded Theory. Schließlich schärfe ich das Konzept der *anforderungsbedingten Besprechbarkeitsgrenzen* an den Erkenntnissen des Gesamtkapitels und reflektiere dessen Bedeutung für eine Forschung zu Männlichkeiten, Körpern und Verlust.

3.1 Qualitative Forschung mit cis Männern

Um mich der Verquickung verschiedener methodischer Herausforderungen anzunähern, beginne ich mit der Frage danach, warum (cis)¹ Männer an einem quali-

1 Die Autor*innen, mit denen ich in diesem und den folgenden Kapiteln arbeite, erwähnen nicht explizit, dass sie jeweils cis Männer und Frauen meinen. Ich markiere dies nur einmal an dieser Stelle, möchte es aber im Verlaufe des Textes mitgedacht wissen. Denn ob die Thesen und Erkenntnisse, die hier genannt werden, auch auf trans Männer zuträfen, bliebe zu erforschen und zunächst zu bezweifeln.

tativen Interview zu Genitalverletzungen und -amputationen (nicht) teilnehmen. Dafür gebe ich einen ersten Einblick in die bestehende (hauptsächlich) englischsprachige Forschungsliteratur, die sich speziell mit einem *interviewing men* beschäftigt (3.1.1). Ergänzend dazu befrage ich mein Interviewmaterial danach, was die jeweiligen Motivationen meiner Interviewpartner waren, am Gespräch teilzunehmen (3.1.2).

3.1.1 Interviews als »threat and opportunity«

Im Unterkapitel 1.1 hatte ich den »holprigen Weg zu meinen Interviewpartnern« beschrieben. Um diese Schwierigkeiten im Nachhinein besser zu verstehen, halfen mir die Arbeiten von Affleck et al. (2013), Oliffe und Mróz (2005) und Schwalbe und Wolkomir (2001). Affleck et al. (2013: 156) konstatieren in ihrem Artikel »The Limitations of Language: Male Participants, Stoicism, and the Qualitative Research Interview« einen »Gender Bias in Qualitative Health Research«. Insbesondere in Bezug auf emotional komplexe Themen seien die Erfahrungen von Männern unterrepräsentiert. Als mögliche Erklärung führen die Autor*innen u.a. an, dass bisher generell ein größeres Forschungsinteresse an Frauengesundheitsthemen existiere, welches auf den Wunsch zurückzuführen sei, Diskriminierungen früherer Forschung, die den weißen männlichen Körper bevorzugt hätte, auszugleichen (ebd.). Außerdem könne die privilegierte Machtposition von Männern dazu führen, dass Forschende deren Erfahrungen und auch Verletzlichkeiten weniger wahrnehmen und daher als weniger beforschenswert erachten (ebd.: 160).

Des Weiteren, so Affleck et al. (2013: 156), sei es schwieriger, Männer überhaupt für qualitative Studien zu Gesundheitsthemen zu gewinnen. Denn gerade im Bereich von Krankheiten und Körper spielten starke Gefühle wie Angst, Scham, Schuld und Einsamkeit eine große Rolle. Aufgrund eines »lack of emotional expression among some male research participants« geben Affleck et al. (2013: 160) zu Bedenken, dass die Vorstellung eines längeren Interviews zu diesen Themen für einige Männer unangenehm und einschüchternd sein könnte. Die Autor*innen stellen daher die Methode des narrativen Interviews als »gold standard« (ebd.: 155) in der qualitativen (Gesundheits-)Forschung generell in Frage. Sie sind der Ansicht, dass Forscher*innen, die zu emotionalen, sensiblen Themen mit Männern arbeiten, über weitere Methoden nachdenken sollten, und schlagen fotobasierte Hilfestellungen für die Artikulation von Emotionen vor. Dies greife ich in Kapitel II 3.3.1 auf.

Ähnlich argumentieren auch Schwalbe und Wolkomir (2001: 91) in ihrem Artikel »The Masculine Self As a Problem and Resource in Interview Studies of Men«, in dem sie die Interviewsituation an sich für Männer als »threat and opportunity« zugleich beschreiben. Einerseits sei das Interview für Männer eine Möglichkeit, sich als »powerful, in control, autonomous, and rational« (ebd.) zu präsentieren und somit die eigene, als hegemonial verstandene Männlichkeit zu performen. Anderer-

seits bedeute eine Zusage zu einem Interview nach Schwalbe und Wolkomir (2001: 91) immer auch ein Abgeben von Kontrolle »and to risk having one's public persona stripped away«. Dieses Gefühl von Kontrollverlust sei für Männer größer und bedrohlicher als für Frauen, insbesondere, wenn es um Geschlechterthemen gehe (ebd.).

Eine zusätzliche Erklärung für die Schwierigkeiten bei der Rekrutierung von Interviewpartner*innen für qualitative Forschungen zu Gesundheitsthemen bringt John Oliffe vor. In einem Text im Sammelband *Men, Masculinities and Health: Critical Perspectives* (Gough und Robertson 2009) thematisiert er mit Bezug auf seine eigene Forschung zu Prostatakrebs die Rolle von medizinischem Fachpersonal als *gatekeeper* zum Feld: Oftmals seien es gar nicht unbedingt die Patient*innen selbst, die nicht reden wollen würden, sondern die Ärztinnen und Ärzte², die Vorbehalte gegenüber qualitativer Forschung hätten und ihre Patient*innen zwar oft zu *quantitativ* ausgerichteten Kontrollstudien schickten, *qualitativ* arbeitenden Forscher*innen aber den Zugang meist verwehrten. Dies erklärt Oliffe (2009: 73) sich sowohl aus der wissenschaftlichen Perspektive der Mediziner*innen heraus, nämlich den Naturwissenschaften oder auch sogenannten *hard sciences*, die selbst eher quantitativ arbeiten, als auch aus ihrer geschlechtlichen wie gesellschaftlichen Machtposition heraus: »Again, masculine hierarchies operate here to privilege science and affirm interview-based research as soft and subordinate.« Aber auch in Bezug auf die Schwierigkeiten bei der direkten Rekrutierung männlicher Interviewpartner schreibt Oliffe (2009: 71) von einem »doing masculinity«, das sich in einem »signifying independence, rationality and control in saying *no*« ausdrücken würde. Dies erinnert an eine Szene aus der Studie von Hofstadler und Buchinger (2001: 199): Auf deren Frage, ob einer ihrer Interviewpartner noch etwas zum von ihm angedeuteten Zusammenhang von Sexualität und Körper erzählen möchte, antwortet er schlicht: »[M]ögen tu ich nicht, weil ich bin ja ein Mann.«

Hofstadler und Buchinger (2001: 20) berichten außerdem, dass sie auf ihren ersten Interviewaufruf mit der Überschrift: »Welche dicken, übergewichtigen Männer haben Lust, sich über ESSEN, GEWICHT und BEFINDLICHKEIT auszutauschen?« (ebd.: 20) keine einzige Rückmeldung erhalten hatten. Als sie zuvor die gleiche Frage an Frauen adressierten, hätten sich innerhalb von zwei Wochen schon mehr als 20 Frauen für ein Interview gemeldet. Erst als sie ihr Forschungskonzept und auch den an die Männer adressierten Aufruf abänderten, konnten sie Interviewpartner gewinnen: »Damit erhielten wir das erste eindrucksvolle Ergebnis der Studie, noch bevor wir ins Feld gegangen waren« (ebd.: 21). In Verbindung mit der zuvor durchgeführten Interviewstudie mit dicken/übergewichtigen Frauen fassen sie vergleichend zusammen: »Frauen wollen – auch wenn sie der geforderten gesellschaftli-

2 Da der Artikel auf Englisch verfasst ist, geht nicht hervor, ob vielleicht auch nur »Ärzte« gemeint sind.

chen Norm nicht entsprechen – darüber reden, von sich erzählen, um etwas loszuwerden. Dieser ›Klagsamkeit‹ der Frauen steht das Schweigen der Männer gegenüber« (ebd.: 250). Butera (2006) schreibt ebenfalls von ihren Schwierigkeiten, Männer für eine qualitative Interviewstudie zum Thema Freundschaft zu gewinnen. Sie hatte bereits eine Interviewstudie mit Frauen zu Fruchtbarkeit durchgeführt und war nicht auf diese Schwierigkeiten gestoßen. Mit Blick auf empirische Forschung im Allgemeinen ist sie der Meinung, dabei handele es sich um ein »topic open for further debate in the academic community as to how we can conduct strong social research when men are seemingly unwilling participants on ›soft‹ topics« (Butera 2006: 1263).

* * *

Die dargestellten Thesen und Erfahrungen helfen, mögliche Gründe für meine Feld-einstiegsschwierigkeiten zu benennen und einzuordnen: nämlich die Kombination aus einem sensiblen, schambehafteten Forschungsthema, einem emotional komplexen Thema, der männlichen Sozialisation meiner potentiellen Interviewpartner mit Tendenz zu einem *lack of emotional expression*, der Wahl meiner Methode, nämlich qualitative Interviews, sowie meinem Versuch, die Interviewpartner zunächst vermittelt über Ärztinnen und Ärzte zu rekrutieren. Auf einige dieser Aspekte gehe ich im Verlauf der folgenden Unterkapitel näher ein und beziehe auch immer wieder die (bereits angerissene und weitere) Forschungsliteratur zu den Besonderheiten eines *interviewing men* mit ein.

Dem möchte ich noch eine Beobachtung bezüglich dieser Veröffentlichungen voranstellen: Schwalbe und Wolkomir (2001: 92) zum Beispiel vermitteln den Leser*innen ihre Thesen und Ergebnisse, indem sie in einem *Do's and Don't's*-Stil verschiedene Ratschläge und »tricks« für ein gelungenes Interview mit Männern auflisten. Die vollständige Wiedergabe und Diskussion dieser Imperative wie »allow symbolic expressions of control« (ebd.: 93), »instead of asking direct questions about emotionally loaded topics, ask for stories« (ebd.: 95) oder »ask about thoughts, not feelings« (ebd.: 96) soll an dieser Stelle nicht das Ziel sein. Insgesamt formulieren Schwalbe und Wolkomir aber eine Strategie, die sich verkürzt mit der Aufforderung ›Verhalte dich auf keinen Fall zu dominant und bedrohlich, um nicht die so-wieso schon erschwerte Artikulation von Gefühlen noch weiter zu gefährden!‹ zusammenfassen lässt. Oliffe und Mróz (2005: 257) schlagen einen ähnlichen Ton an, denn sie betiteln ihre Überlegungen zur Durchführung qualitativer Forschung mit Männern zu Gesundheitsthemen mit »ten lessons learned«. Diese Rahmungen in Form einer Art Bedienungsanleitung erinnern auch an einige Titel, die ich im Bereich der deutschsprachigen Ratgeberliteratur zur Männergesundheit vorgefunden habe: Dort ist beispielsweise von *Inspektion – Wartung – Reparatur* (Lewis 2005), vom *Betriebszustand* (Köln 2014) und vom *Männer-TÜV* (Pies 2019) die Rede.

Mein Anliegen ist es, meine Interviewpartner weder als Maschinen anzusehen, die ihre TÜV-Wartung verpasst haben, noch als eine homogene Gruppe von Spezialfällen, für die ein (einheitliches) How-to-Manual notwendig ist. Diese teils essentialisierenden Annahmen nehme ich nicht als Ausgangspunkt für meine Forschungen. Ich verstehe aber die Interviews – sowohl deren Inhalt als auch in ihrer Form – als vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Situationen. Dies bedeutet neben der Analyse der Rolle von Männlichkeiten und deren Anforderungen, auch meine eigene Rolle, Erscheinung und geschlechtliche Verortung in die Reflexion miteinzubeziehen sowie die Kombination aus Form (Gespräch), Inhalt (sensibles, schambefahdetes Thema) und Akteuren (männlich sozialisierte Interviewpartner) mit all ihren Wechselwirkungen als Besonderheit meiner Forschung anzuerkennen.

3.1.2 Etwas, wo man sich melden kann – die Motivation meiner Interviewpartner

Warum entschieden sich meine Interviewpartner dennoch, am Interview teilzunehmen? Bei der Besprechung meines Materials in verschiedenen Interpretationsgruppen wurde herausgearbeitet, dass sich schon allein durch die Tatsache, dass die Interviews stattgefunden haben, eine Lücke zu füllen begann, die in ihnen gleichzeitig auch benannt wurde: nämlich »dass es nichts gibt, wo man sich melden kann«, um es nochmals mit dem kapitelüberschriftgebenden Zitat von Alberto (II 1.2) zusammenzufassen. Somit war mein Interviewaufruf *etwas, wo man sich melden kann*. Dies haben meine Interviewpartner aus teils ähnlichen, teils unterschiedlichen Motivationen heraus genutzt. Ich stelle einige im Folgenden dar, um zu zeigen, dass die Gespräche mehr Funktionen hatten, als Daten für meine Forschung zu generieren. Sie waren für meine Interviewpartner ein Raum, um sich zu öffnen, sich auszuprobieren, mit Worten zu ringen, sich zu überwinden, aus der Vereinzelung herauszutreten, aber auch: um Fragen zu stellen, sich zu vernetzen und mit ihrer Geschichte etwas beizutragen.

»Die Selbstreflexion anregen«

»Ich seh das nicht als Therapie hier, keine Sorge, nich' so: »Endlich kann ich mit wem reden!« Diesen Kommentar schiebt Patrick, der in seinem Umfeld recht offen mit seinem Penisbruch umgegangen ist, im Verlauf unseres zweistündigen Gesprächs lachend ein. Interessant ist, dass durch diese »Klarstellung« überhaupt die Option aufgemacht wird, dass es so sein *könnte*, dass das Interview ein Therapieersatz, ein »Endlich-kann-ich-mit-wem-Reden« sein *könnte*.

In diese Richtung geht Martens Motivation, am (anonymen Chat-)Interview teilzunehmen: Gleich nach der Begrüßung und auf meine Eingangsfrage, warum

er sich von meinem Aufruf angesprochen gefühlt habe,³ antwortet er: »Der Aufruf interessierte mich insofern, dass ich noch nie mit jemandem darüber gesprochen habe. Mich interessiert dabei meine eigene Reaktion, mein eigenes Umgehen mit der Situation eines Interviews zu diesem Thema.« Er sei gespannt auf meine Fragen und bittet mich, ihm anschließend eine Kopie des Chatprotokolls zu senden, woran er mich im Laufe des Interviews noch mehrmals erinnert. Ganz am Ende unseres Chatgespräches meint er:

»Für mich war das eine interessante Möglichkeit, in einem solchen Gespräch die Selbstreflexion anzuregen. Das funktioniert oft besser, wenn man ein Gegenüber hat. Und es ist ja für mich ein tiefes persönliches Thema, über das ich selten mit jemandem spreche.«

Marten scheint das Interview nutzen zu wollen, um sich selbst, seine Reaktionen, sein Reden über die »Impotenz« zu beforschen, indem er »ein Gegenüber« hat. Es stellt sich die Frage, welche übergeordnete Funktion die Teilnahme am Interview für Marten diesbezüglich einnimmt. Geht es ihm darum, die eigenen, jahrelangen Gedanken abschließend durch »ein Gegenüber« besser zu sortieren? Dazu würde eine weitere Episode des Gesprächs passen, denn am Ende schrieb er, dass ihn meine Einschätzung noch interessieren würde, nämlich »zu meiner Einstellung, die ich zu meiner ED [erektiler Dysfunktion, M.R.] habe, dass ich es nicht als großes Problem sehe und nicht in dem Maße um Heilung kämpfe, wie das manch einer in seiner Verzweiflung tut.« Möchte er sich vergewissern, dass es nicht bedenklich ist, dass er nicht wie andere »um Heilung kämpf[t]«, sich also eine Bestätigung einholen, die er sonst nicht erhalten kann, da er darüber nicht spricht? Ist es ein vorsichtiges Herantasten an mögliche Reaktionen auf seine Entscheidung, den Verlust der Potenz »nicht als großes Problem« für seine eigene Identität als Mann zu sehen? Ein Auszug aus einer E-Mail von Marten einige Wochen nach dem Interview stützt diese Vermutungen: Das Interview habe seine »ohnehin bereits vorhandene innere Selbstsicherheit im Umgang mit [seiner] ED nochmal gestärkt«.

Die Teilnahme am Interview könnte auch ein Vortasten gewesen sein, um anschließend auch mit anderen Personen das Gespräch zu suchen. Denn Francis Seeck erzählte mir in Bezug auf die eigenen Forschungen mit trans Personen, dass erste anonyme Chatinterviews für diese oft als eine Art Auftakt fungierten, dem dann ein weiterer Austausch und eine Öffnung auch anderen Personen gegenüber folge. Dies für meine Interviewpartner zu prüfen, kann nicht Teil dieser Arbeit sein. Die Frage jedoch stellt sich auch bezüglich Hermann, da er noch nie jemandem von seiner

3 Die Intention dieser von mir zu Anfang der Interviews gestellten Frage war eigentlich, dass mein Gegenüber seine Verletzung bzw. körperliche Verfassung mit eigenen Worten beschreibt.

Penisamputation erzählt hat und ebenfalls ein anonymes Chatinterview bevorzugte, das ihn »schon sehr viel Überwindung« kostete. Etwa ein Jahr nach dem Chatgespräch mit Hermann bekam ich eine E-Mail von ihm, in der er – wohl in Bezug auf meinen (alten) Aufruf im Internetforum – schreibt, dass er »für eine Umfrage in Frage« käme. Als ich antwortete, dass wir doch bereits in Kontakt gewesen seien und ein Chatgespräch geführt hätten, höre ich nichts mehr von ihm. Dennoch zeigt dies, dass er erneut an einem Interview hätte teilnehmen wollen.

Ebenso wie Marten möchte auch Alberto, mit dem ich über zwei Stunden per Videocall über seine Penisamputation spreche, das Transkript sowie den Mitschnitt unseres Gespräches haben. Er formuliert die Motivation dafür nicht so deutlich wie Marten, schreibt mir aber im Nachhinein:

»Wenn man das wie in der Video-Datei sieht bzw. nachliest ist es ein ganz anderer Gesichtspunkt, wenn man sich selber hört und sieht und alles liest, geht es nochmals so unter die Haut und man macht sich schon Gedanken darüber.«

Alberto setzt sich im Nachhinein also bewusst noch einmal der Interviewsituation aus. Während des Gespräches hatte er außerdem erzählt, dass er sich immer wieder mit den Fotos, die er vor und nach der Operation von seinem Körper gemacht hat, konfrontiere. In *Doing Research on Sensitive Topics* schreibt Lee (1993:107): »[T]he depth interview can often be a cathartic experience for interviewees.«

Dass das Bedürfnis nach Reflexion oder gar Katharsis nicht bei allen Interviewpartnern der Fall ist und es ganz unterschiedliche Stellenwerte haben kann, zeigt Jonas' Reaktion. In einer E-Mail, in der ich aus der Transkription entstandene Nachfragen stellte, erkundigte ich mich auch, ob er im Nachgang unseres Gespräches noch weitere Gedanken gehabt habe, die er teilen möchte – auch, weil er während des Interviews oft nach den richtigen Worten gesucht und mehrmals gesagt hatte, dass er sich »daran nicht erinnern« könne. Er schrieb daraufhin:

»Nicht wirklich. Das ist vielleicht ein bisschen überraschend, aber wir hatten dann so lange über das Thema gesprochen, dass ich es danach erstmal wieder beruhigt in die Aktentasche geschoben hab und die wieder in den Keller gebracht hab, wo das sonst rumlungert und nur selten in meinen Gedanken auftaucht.«

»Helfen wollen«

Marten fügt bezüglich seiner Motivation außerdem hinzu: »Aber auch freut es mich, jemandem in einem Forschungsvorhaben helfen zu können«, und am Ende des ersten Tages (wir führen das Chatgespräch am nächsten Tag fort) hofft er, dass das Gespräch für mich »bislang aufschlussreich genug« gewesen ist. Dieses Motiv begegnet mir so oder so ähnlich in allen Interviews: Nathan sagt zum Ende unseres Gespräches, nachdem ich mich bei ihm bedankt habe: »Ich freu mich so, sowas unter-

stützen zu können!«; Patrick fragt irgendwann: »War das denn bis jetzt ertragreich für dich?« und hofft an einer anderen Stelle, dass das für mich »irgendwie Sinn« gemacht hat. Er meint auch, dass er gezögert habe, sich bei mir zu melden, weil sein Problem »zu wenig dramatisch« sein könnte. Alberto sagt am Ende unseres zweieinhalbstündigen Videocalls: »Ich hoffe, ich habe Ihnen ein bisschen helfen können!« und auch Jonas sagt zu Beginn: »Ich bin gespannt, inwieweit ich dir da helfen kann.« Hermann schreibt schon in einer der ersten E-Mails: »Ich wäre bereit, mit meiner Geschichte einen Beitrag zu leisten«, fragt sich aber bezüglich eines persönlichen Gespräches, »ob es eine Reise deshalb wert ist. Möglicherweise sind Sie dann enttäuscht.«

Warum ist es meinen Interviewpartnern so wichtig, helfen zu können, irgendwie nützlich zu sein, bei gleichzeitiger Sorge, diesbezüglich nicht genug zu sein, zu enttäuschen? Ich fragte mich, ob *ich* diesen Erwartungsdruck womöglich in irgendeiner Weise im Vorhinein aufgebaut habe, und durchsuchte die E-Mails und Transkripte vergeblich nach Hinweisen. Im Interview mit Jonas – das letzte, das ich geführt habe – greife ich diese Erfahrung aus den vorigen Interviews sogar auf und versuche, zu beschwichtigen:

»..., dass meine Interviewpartner so ein bisschen die Sorge haben, dass sie jetzt irgendwie, ähm, dass das jetzt irgendwie nicht passt oder dass sie nichts Wichtiges zu sagen hätten oder dass irgendwas nicht genügt oder so. Aber das ist überhaupt nicht, also das gibt's eigentlich gar nicht sozusagen.«

Vielleicht ist es aber auch nicht ungewöhnlich, dass Teilnehmende eines wissenschaftlichen Interviews das Gefühl haben, sie müssten etwas ›Brauchbares abliefern? Im Gespräch mit anderen Forscher*innen zeichnete sich allerdings die Tendenz ab, dass dies in der Form nicht der Fall war.

Interessanterweise thematisieren auch Hofstadler und Buchinger (2001: 31), dass ihre Interviewpartner am Ende fragten, »ob sie denn gut gewesen seien«. Da sie solche Fragen bei der bereits erwähnten Interviewstudie mit Frauen nicht erlebt hatten, habe sie dies »erheitert«, weil sie sich an einen sexuellen Kontext erinnerten fühlten (ebd.: 33). Sie erklären sich diese Beobachtung so:

»Indem die zum Objekt gemachten Männer im Gespräch die Frage aufwarfen: ›War ich gut?, rückten sie das Geschlechterverhältnis wieder in die ›gewohnte Ordnung‹ und begaben sich in den Subjektstatus. [...] Dieser von den Männern angesprochene Potenz- und Leistungsaspekt zog sich wie ein roter Faden durch die gesamte Arbeit« (ebd.).

Die Autorinnen beobachteten außerdem, dass sie diesen Leistungsdruck für ihre eigene Interviewführung übernahmen und sich – auch aufgrund der »Kargheit«

(ebd.: 34) ihrer Gesprächspartner – irgendwann selbst immer wieder fragten: »Wie waren wir?« (ebd.). Auch dieser Impuls kam mir bekannt vor.

Zum geäußerten Bedürfnis bzw. der Hoffnung, mit der Teilnahme am Interview »helfen zu können«, lässt sich noch ein anderer Faden in die Forschungsliteratur legen. Seymour-Smith (2009: 107) hat Interviews mit Mitgliedern sowohl einer Brustkrebs- als auch einer Hodenkrebselbsthilfegruppe in England geführt und meint: »It could be argued, based on this study, that being a member of a self-help group is potentially a troubled identity for men.« Die befragten Frauen beschrieben ihre Teilnahme an der Selbsthilfegruppe »in a way that did not problematise receiving help and support« (ebd.: 98). Die Männer hingegen, mit denen sie gesprochen hatte, tendierten dazu, zu betonen, dass sie diese Gruppe nicht unbedingt wollten oder bräuchten, sich aber als jemanden sehen, der anderen dadurch hilft. Einer sagte zum Beispiel, dass er durch seine Mitgliedschaft eine Unterstützung für neue Mitglieder sein könnte. Er baute seine Identität als Selbsthilfegruppenmitglied hauptsächlich darüber auf, der Gruppe etwas zu geben, nützlich zu sein, und weniger darüber, selbst Unterstützung zu empfangen (ebd.: 105). Seymour-Smith versteht dies als eine Suche der Männer nach legitimen Gründen, in der Selbsthilfegruppe zu sein und die sich in ihr Selbstbild als Mann integrieren lassen.

Wie weiter oben geschrieben, denke ich, dass sich die Betonung meiner Interviewpartner, helfen zu wollen, auch aus der Situation eines wissenschaftlichen Interviews heraus erklären lassen kann. Dennoch, vielleicht fungiert das Helfen-Wollen auch als legitimer Grund, an einem Interview zu sensiblen Themen wie Genitalverletzungen überhaupt teilzunehmen.

Das Interview als Vernetzung oder: Was machen die anderen?

Eine weitere mögliche Funktion der Interviewteilnahme für meine Interviewpartner ist der Versuch, über mich etwas über andere Betroffene zu erfahren. Dies lässt sich an einigen Stellen herausarbeiten: Jonas meint gleich zu Anfang unseres Gesprächs über seine länger zurückliegende Hodenkrebserkrankung, er sei

»auch so ein bisschen gespannt, also das kannst du natürlich eigentlich nicht sagen, aber insofern spannend, als dass ich mich immer frage, wie, wie verschiedene Menschen damit umgehen, ja. Aber das ist wahrscheinlich der Teil, der dich auch interessiert und dann, du hast dann 'n Überblick.«

Die mir zugeschriebene Überblicksposition adressiert auch Marten mit seiner weiter oben bereits geschilderten Bitte, ihm meine Einschätzung zu seinem Umgang mit der »Impotenz« zu geben. Damit stellt Marten sich indirekt in den Vergleich mit anderen Betroffenen und sieht mich als Verbindungselement, als die Person, die den Überblick und die Expertise hat, solch eine Einschätzung geben zu können.

Auch fände er es »interessant«, ob meinem Aufruf »Penis- oder Hodenamputierte gefolgt sind und wenn ja, wie viele«.

Alberto wirft innerhalb der ersten 20 Minuten unseres längeren Gespräches ein: »Ich weiß jetzt auch nicht, wie weit Sie jetzt Fälle haben, mit solchen Sachen.« Im selben Gesprächsabschnitt erwähnt er, bisher nicht erfolgreich gewesen zu sein, Kontakt zu anderen Betroffenen mit Penisamputationen aufzubauen, »dass man sagt, man kann sich ja mal treffen oder so«. Ich reagiere darauf, indem ich ihn – im Sinne der Grounded Theory – mit meiner Erkenntnis aus dem Feldeinstieg konfrontiere, dass es wenig Vernetzungsstrukturen gibt, und erzähle ihm auch, welche Interviewpartner ich bisher finden konnte, umreiße ihre Geschichten und Situationen.⁴

Die Hoffnung, durch das Interview und mich etwas über andere Betroffene zu erfahren, vielleicht sogar in Kontakt zu kommen, formuliert Patrick ganz direkt. Da es sonst »keine gescheite Anlaufstelle« gibt, hatte er mich angeschrieben, »weil ich gedacht hatte, dass du eventuell, ich hab mir das auch so vorgestellt, dass man da so, ne, sich eher vor Leuten nicht so retten kann, wenn man so 'nen Aufruf startet«. Aus seinem eigenen Bedürfnis sich auszutauschen und seiner Erkenntnis, dass es keine Anlaufstellen gibt, hatte er gefolgert, dass sich sehr viele Betroffene bei mir gemeldet haben müssten und er davon profitieren könnte.

Die genannten Beispiele legen nahe, dass die Teilnahme am Interview – bewusst oder unbewusst – auch ein Versuch meiner Interviewpartner war, aus der Vereinzelung hervorzutreten, etwas von »den anderen« vermittelt durch mich zu erfahren, sich gar zu vernetzen. Dieser Versuch stützt meine Erkenntnis aus dem schwierigen Feldeinstiegsprozess: Das »Feld« besteht aus vereinzelt Betroffenen, es existiert keine Vernetzung, keine Sichtbarkeit – eine Situation, der auch die *anforderungsbedingten Besprechbarkeitsgrenzen* zugrunde liegen, so meine These. Das Interview fungiert also als Anlaufstelle, als Möglichkeit ein Gegenüber zu haben, sich zu überwinden, etwas beizutragen und gehört zu werden – auch wenn es dafür im Zweifelsfall den Vorwand braucht, in erster Linie helfen zu wollen. In den folgenden Unterkapiteln reflektiere ich die Interviewsituationen aus verschiedenen Blickwinkeln und erarbeite darüber meine weiteren methodischen wie inhaltlichen Erkenntnisse.

4 Bei der Transkription und Interpretation des aufgezeichneten Videocalls fällt mir auf, dass er sehr interessiert zuzuhören scheint, dann eine kurze Pause entsteht, in der ich leider nicht abwarte, was er – offensichtlich nach kurzem Nachdenken – erwidert, sondern zu einer Anschlussfrage über seine Reha-Aufenthalte springe.

3.2 Doing Research on Sensitive Topics – der virtuelle Raum als schützende Maske

Schon im Vorgespräch zum allerersten Interview mit Nathan war mir klar geworden, dass öffentliche Räume wie ein Café kein guter Ort für meine Interviews sein werden: Nathan und ich schienen beide unausgesprochenerweise ein ähnliches Gefühl dafür gehabt zu haben, wann sich die Bedienung oder auch andere Gäste zu nahe an unserem Tisch befanden, und senkten mit Seitenblicken immer wieder unsere Stimmen oder unterbrachen das Gespräch kurz ganz. Für das eigentliche, aufgezeichnete Interview ließ ich ihn einen ruhigen, ungestörten Ort aussuchen. Ich bot zwar an, dass ich zu ihm nach Hause kommen, einen Raum in der Universität organisieren oder wir uns in meiner Wohnung treffen könnten, machte aber selbst keine konkreten Vorschläge. Er entschied sich für das Wohnzimmer in meiner Wohngemeinschaft. Auch Patrick ließ ich bezüglich des Ortes freie Wahl und wir trafen uns in seinem Büro neben der Druckwerkstatt, in dem sich auch einige seiner Kunstwerke befinden.

Zu der oftmals von Seiten der Forschenden gewählten Option, Interviews in Universitätsräumen stattfinden zu lassen, gibt Lefkowich (2019: 3) zu Bedenken, dass der akademische Raum aus der Perspektive vieler Forschenden zwar neutral und sicher erscheine, gleichzeitig aber anhaltende Ungleichheiten aufrechterhalte. Manche Teilnehmende könnten sich unwohl, marginalisiert und nicht willkommen fühlen, denn:

»The lack of attention paid to men's gendered and racialized experiences of harm in academic research perpetuates the erasure of historical and ongoing research-based trauma that disproportionately affects men of color, Indigenous men, queer men, men with disabilities, and men with mental health issues or cognitive impairments« (ebd.).

Lefkowich bezieht sich hier explizit auf Interviewstudien mit Männern und das Zitat passt daher zu meinen Forschungen, ihr Argument lässt sich jedoch generalisieren: Universitäten waren und sind Räume rassifizierender, pathologisierender, normierender, sprich gewaltvoller Wissensproduktion und daher nicht für alle Menschen neutrale und sichere Orte. Die freie Wahl des Ortes, die ich Patrick und Nathan für die persönlichen Gespräche überließ, findet sich auch bei Schwalbe und Wolkomir (2001: 93) in Bezug auf ein *interviewing men* als konkreter Rat. Anders als Lefkowich ziehen sie für ihre Argumentation aber nicht die Vor- und Nachteile bestimmter Räumlichkeiten heran, sondern das vermeintliche Bedürfnis der (männlichen) Interviewpartner nach Kontrolle. Sie raten den Forschenden: »Allow for symbolic control [...], let the participant choose time and place« (ebd.).

Diesem Hinweis auf eine auch allgemein in der qualitativen Forschung verbreitete Praxis füge ich die Erkenntnis hinzu, dass nicht nur die Wahl über den Gesprächsort, sondern auch über das *-format*, in dem das Gespräch stattfinden soll, sowohl für das Zustandekommen als auch für den Verlauf der Gespräche ausschlaggebend sein kann. Neben den persönlichen Interviews mit Nathan und Patrick führte ich daher zwei Chatinterviews sowie zwei Gespräche per Videocall. Bevor ich auf die Forschungsliteratur zur Nutzung von sogenannter *computer-mediated communication* (CMC) in der qualitativen Forschung eingehe, reflektiere ich meine Beobachtungen dazu nahe am Material.

3.2.1 »Aber andererseits ermöglichte die Anonymität auch freier über manches zu reden« – Chat- und Videointerviews

Hermann und Marten entschieden, das Interview als anonymes Chatgespräch stattfinden zu lassen. Ich hatte diese Option zu meinem Aufruf hinzugefügt, weil zuvor keine Rückmeldungen gekommen waren. Um den Datenschutz und die Privatsphäre meiner Interviewpartner zu gewährleisten und ihnen gleichzeitig das Installieren von verschlüsselungsfähiger, sicherer Software zu ersparen,⁵ ließ ich die Interviews mithilfe eines Etherpads stattfinden, welches sich nach 24 Stunden automatisch löscht. Dabei handelt es sich nicht um ein herkömmliches Chatprogramm, in dem das Geschriebene per Senden oder Entertaste abgeschickt wird, stattdessen schreiben beide Gesprächsteilnehmer*innen live in ein Dokument. Daher wurde jeweils am Ende des eigenen Beitrags durch ein #-Zeichen signalisiert, dass nun die andere Person sprechen bzw. schreiben kann. Die Gesprächsverläufe habe ich jeweils direkt im Anschluss exportiert und gespeichert.⁶ Im Folgenden unterziehe ich dieses Format und meine spezifische Ausführung einer kritischen Reflexion.

Anonymität

Am Ende unseres getippten Gespräches resümierte Marten: »Ein bisschen befremdlich war es mir zuweilen, da wir uns ja nicht kennen. Aber andererseits ermöglichte die Anonymität auch freier über manches zu reden.« Einige Wochen nach unserem Chatgespräch kontaktierte ich ihn nochmals per E-Mail und fragte, ob er das Gesprächsprotokoll, dass er eingefordert hatte, gelesen habe und was seine Gedanken

5 Bei Pfaff-Rüdiger (2016: 196) heißt es dazu: »Muss das Programm erst installiert werden, ist dies eine Hürde, die eventuell verhindert, dass der Befragte teilnimmt.«

6 All meine Daten speicherte ich stets auf einer Instanz der Nextcloud, deren Server sich in Deutschland befinden. Dass neben Cloud-Services, deren Server in den USA stehen, auch die Infrastruktur größerer Institutionen wie der Universität nicht sicher sind, zeigen beispielsweise die Hackerangriffe auf die Justus-Liebig-Universität Gießen im Dezember 2019 oder die TU Berlin im Frühjahr 2021.

dazu seien. Er berichtet, dass er zunächst »Gewissensbisse« gehabt habe, da er »private, intime Dinge über [sich] hinausgeplaudert« hätte, diese aber auch »nicht so gravierend« seien, da es ja ein anonymes Gespräch war. Es lässt sich vermuten, dass Marten in einem persönlichen Gespräch – angenommen er hätte an einem solchen überhaupt teilgenommen – weniger »hinausgeplaudert«, weniger »frei über manches geredet« hätte.

Interessant ist hierbei die Bedeutung von »anonym«. Beide, Marten und Hermann, schrieben mir von E-Mail-Adressen, die (vermutlich) ihre Vor- und Nachnamen beinhalten. Bei der Anonymität der Chatinterviews ging es demnach nicht darum, namentlich anonym und dadurch zum Beispiel nicht im Internet recherchierbar zu sein. Daher ist davon auszugehen, dass sich die gewünschte Anonymität auf den Umstand bezog, sich nicht persönlich gegenüberzusitzen. Das anonyme, virtuelle Setting war also eine Möglichkeit, die Interviews mit Marten und Hermann *überhaupt* durchführen zu können. Auf diese auch von Marten selbst formulierte Erkenntnis, dass es ihm durch das Setting leichter fiel, »intime Dinge über sich hinauszuplaudern«, komme ich im nächsten Unterkapitel noch einmal zu sprechen.

Anders als bei persönlichen Interviews ist mit dem Protokoll eines Chatgespräches (und den E-Mails) tatsächlich *alles* (und nur das) aufgezeichnet, was an Interaktion mit den Interviewpartnern stattgefunden hat. Aber: Wie sieht die Person aus, wie hätte sie geredet, war sie aufgeregt, wäre sie meinen Blicken ausgewichen, wäre sie mal laut, mal leise geworden? Nicht einmal ein Zögern konnte dokumentiert werden. Während es in anderen Chatkontexten durchaus üblich ist, durch zum Beispiel ein gesendetes »Hmm...« ein Zögern zu vermitteln, schien dies sowohl für mich als auch für meine Interviewpartner im Rahmen dieses wissenschaftlichen Interviews keine Option gewesen zu sein.

Zeitlichkeit

Überhaupt spielte die Zeitlichkeit eine größere Rolle als ich angenommen hatte. Da das Tippen länger dauert als Sprechen, haben die Chatinterviews im Verhältnis zum Inhalt sehr viel länger gedauert als die persönlichen Gespräche. Vermutlich neigten daher alle Beteiligten auch dazu, sich möglichst kurz zu fassen; ein Ausschweifen, wie es in mündlichen Gesprächen schnell passiert, ist nicht vorgekommen, wobei dies nicht nur am Format, sondern auch am Thema liegen könnte. Gleichzeitig habe zumindest ich mir die meisten Nachfragen aufgrund des langsamen Vorankommens der Gespräche eher verkniffen. Hermann hat teilweise minutenlang für seine Antworten gebraucht. Dadurch bin ich sehr ungeduldig geworden, was sich darin äußerte, dass ich mehrere Fragen zugleich abschickte, was möglicherweise dazu führte, dass Hermann wiederum noch länger brauchte und einiges gar nicht beantwortete. In der geschriebenen, virtuellen Kommunikation, ob Chat oder E-Mail, ist

es noch schwieriger, eine Nicht-Reaktion zu deuten. Gibt es ein technisches Problem oder ist sie Ausdruck bewussten Schweigens?⁷

Das Format könnte auch zu einem stockenden Gesprächsfluss geführt haben, weil ich den Interviewten nicht durch Blicke, Nicken oder einem ›Mhm‹ meine Aufmerksamkeit signalisieren und sie dadurch zum Weiterreden ermutigen konnte. Im Chatinterview konnte dies nur über ›Und wie ging es dann weiter?‹-Fragen geschehen, wie es im Gespräch mit Hermann, der meist recht kurz antwortete, der Fall war. Ebenfalls hemmend könnte der Umstand gewesen sein, dass die jeweils andere Person live sehen konnte, dass und was getippt bzw. auch wieder gelöscht wurde. Daher würde ich für zukünftige Chatinterviews ein Programm nutzen, in dem die Beteiligten schreiben, verbessern, löschen und das Geschriebene erst dann abschicken können, auch wenn dies einen Vorlauf an Installationen und technische Probleme mit sich bringen könnte.

Dennoch: Martens Nachbemerkung per E-Mail legt nahe, dass das anonyme Chatformat ermöglicht hat, bestimmte Dinge überhaupt aus- und anzusprechen. Und auch ich muss mich ehrlicherweise fragen, ob ich sowohl Marten als auch Hermann die ein oder andere Frage gestellt hätte, wenn wir uns persönlich gegenübergesessen hätten. Ich denke, auch ich wäre gehemmter gewesen, vor allem, wenn ich ihre Unsicherheit gespürt hätte, wodurch einige Aspekte wohl nicht zur Sprache gekommen wären.

Pixel statt physischer Präsenz

Etwas anders verhält es sich für die Gespräche mit Jonas und Alberto per Videocall.⁸ Beide wären zu einem persönlichen Gespräch bereit gewesen, was durch die Maßnahmen zur Eindämmung der Covid19-Pandemie im Frühjahr 2020 jedoch nicht möglich war.⁹ Mit Alberto gelang das Videogespräch gut, obwohl er mit dem Format vorher nicht allzu vertraut schien. Er saß in einem Arbeits-/Kellerzimmer bei sich zu Hause und hat mehrmals die Gelegenheit genutzt, mir etwas in seinem Regal zu zeigen oder an seinem Computer für das Gespräch relevante Dokumente herauszusuchen. Auch Jonas resümierte im Nachhinein, dass der Videocall für ihn »ganz gut funktioniert« habe, da er es von seiner Arbeit her gewohnt sei, auf diese Art zu kommunizieren – auch schon vor der Pandemie. Jonas denkt nicht, dass ein Chat

7 So gesehen ist der *Whitespace* – meine Metapher für das Schweigen und die Leerstellen im Diskurs, hinter denen aber doch etwas steht – in den Chatinterviews tatsächlich als solcher anwesend!

8 Diese liefen über das Webkonferenztool des Deutschen Forschungsnetzes (DFN) und wurden unter Zustimmung mitgeschnitten.

9 Wobei bemerkt werden muss, dass die Absprachen mit Alberto für einen persönlichen Termin im Jahr 2019 immer wieder im Sande verliefen, während eine Verabredung per Videocall, die ich als einen letzten Versuch der Kontaktaufnahme im Frühjahr 2020 vorschlug, ohne Verzögerungen funktionierte.

ihn »noch offener hätte reden lassen. Aber wer weiß.« Interessant fände er, »was bei einem persönlichen Treffen anders gewesen wäre«, und seine Vermutung ist, dass er »zumindest initial etwas gehemmter gewesen wäre«.

Über diese Aussage diskutieren wir in meiner Interpretationsgruppe. Im Laufe des Interviews hatte Jonas rückblickend sich selbst als jungen Erwachsenen als »unattraktiv« und »jemand, der sowieso gegenüber dem [...] anderen Geschlecht nicht mit besonders viel Selbstbewusstsein ausgestattet ist«, beschrieben. Darüber kommt in der Diskussion die These auf, dass ein Interview zu einem schambehafteten Thema, in dem es auch um Körperlichkeit und Sexualität geht, zumal mit »dem anderen Geschlecht« in Form eines Videocalls als sicherer empfunden werden kann. So könnten die Beteiligten an dem Ort sein, der ihnen vertraut ist, zum Beispiel zu Hause, ohne jemand Fremdes physisch in diesen Raum eindringen zu lassen. Kurzum: Vielleicht war es für meine Interviewpartner stimmiger und angenehmer, nur mein Gesicht und meinen Oberkörper in Form von Pixeln zu sehen, statt mit meiner gesamten Präsenz konfrontiert zu sein.

In diesem Zusammenhang scheint mir die niedrigschwellige Exit-Option ein weiterer Vorteil sowohl der Chatinterviews als auch der Videocalls zu sein. Denn möglicherweise fällt es den Interviewten im virtuellen Raum leichter, das Interview bei Überforderung und Unwohlsein abubrechen (im Zweifelsfall waren es »Verbindungsprobleme«) als ein persönliches Gespräch zu beenden, für das ggf. weite Bahnreisen in Kauf genommen wurden. Diese Exit-Option wurde insofern genutzt, als dass Marten bei einer Frage, auf die er auf Anhieb keine für ihn zufriedenstellende Antwort wusste (nämlich, was Männlichkeit für ihn bedeute), vorschlug, das Chatgespräch an dieser Stelle zu unterbrechen und am folgenden Tag fortzuführen.

Am Ende meiner Erhebung hatte ich mit zwei persönlichen Gesprächen, zwei anonymen Chatinterviews und zwei Videocalls eine Materiallage, die sich einer einheitlichen Auswertungsmethode verweigert und die wissenschaftliche Analyse und Aufbereitung erschwert. Um aber an verschiedenen Stellen meines Forschungsprozesses überhaupt weiterzukommen und Material sammeln zu können, habe ich mich entschieden, eine Heterogenität an Formaten, die teils bewusst entschieden (Chatinterviews), teils äußerlich bedingt war (Videocalls wegen Kontaktbeschränkungen), zuzulassen und zu deren Gunsten den Anspruch der Vergleichbarkeit der Daten fallen zu lassen. Unterschiedliche Geschichten, Menschen, Situationen und Sozialisationen bedürfen unterschiedlicher Formate sowie flexibler methodischer Herangehensweisen, insbesondere bei der Erforschung von Themen, die sich dem wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Diskurs bisher weitestgehend entzogen haben. Im nächsten Unterkapitel suche ich nach theoretischen und methodologischen Anschlüssen für meine Erkenntnisse bezüglich der Interviews im virtuellen Raum, insbesondere der anonymen Chatinterviews.

3.2.2 Chatinterviews als »second choice« in der qualitativen Forschung?

Die Maßnahmen zur Eindämmung der Covid19-Pandemie ab dem Frühjahr 2020 haben auch die Art und Weise, wie Wissenschaft praktiziert wird, verändert. Neben der Verschiebung von Konferenzen, Workshops und der Lehre in den virtuellen Raum sowie dem erschwerten Zugang zu Bibliotheken, Archiven und Arbeitsräumen war auch die auf persönlichen Begegnungen basierende Forschung vor neue Herausforderungen gestellt. Als eine Reaktion darauf wurde sich vermehrt den Möglichkeiten internetbasierter Forschungsmethoden und -techniken zugewandt. Das von Deborah Lupton (2020) initiierte, gemeinschaftlich erstellte Dokument »Doing Fieldwork in a Pandemic« ist ein Beispiel dafür.¹⁰ Ich fühlte mich davon insofern angesprochen, als dass auch ich persönliche Interviews ins Virtuelle verschieben musste und gleichzeitig etwas ins Licht gerückt wurde, womit ich mich aufgrund der Chatinterviews sowieso schon beschäftigt hatte. Für ein Forschen in der Pandemie mussten nämlich gar keine neuen Formate »erfunden« werden. Vielmehr kann auf einen bestehenden Fundus zurückgegriffen werden, denn die Praxis, qualitative Datenerhebung auch in Form von Telefonaten, E-Mails, Chats oder Videocalls stattfinden zu lassen, ist bei Weitem nicht neu. Ich lote im Folgenden den Stellenwert dieser Formate, insbesondere der Chatinterviews, innerhalb der qualitativen Forschung aus und bringe sie in Verbindung mit meinen eigenen Erkenntnissen.

Computer-mediated communication als Mittel zur Datenerhebung

Eine Theoretisierung der Rolle von sogenannter *computer-mediated communication* (CMC) für die qualitative empirische Forschung findet ab den 1990er Jahren hauptsächlich im Bereich der Ethnographie statt. Der Fokus liegt dabei allerdings auf dem Internet *als Feld* und weniger *als Medium* der Datenerhebung: Eine der ersten Monographien dazu – *Virtual Ethnography* – wird im Jahr 2000 von Christine Hine (2000: 10) veröffentlicht und obwohl sie einleitend von einer Ethnographie *über, im* und *durch* das Internet schreibt, beziehen sich ihre Reflexionen vor allem auf das *über* und das *im*. Sie versteht das Internet in erster Linie als ein »cultural artefact« (ebd.), das ethnographisch beforscht werden kann und soll. Für das, was Hine *virtual ethnography* nennt, entstanden auch weitere Wortneuschöpfungen wie *Webnografie* (Strübing 2006) oder *Netnographie* (Kozinets 2010) und auch andere Disziplinen versuchen, die Rolle der CMC, des Internets, des Digitalen begrifflich zu fassen: Die Rede ist von qualitativer Onlineforschung, digitaler Soziologie oder

10 Es handelt sich dabei um ein rund 40-seitiges, in Google-Docs erstelltes Online-Dokument, an dem mehrere Wissenschaftler*innen von überall her mitgearbeitet und verschiedene Methoden, Ansätze, Literatur und Lehrpläne zusammengestellt haben. Ähnlich auch: Saarijärvi und Bratt (2021).

digitaler Anthropologie. Doch auch hier liegt der Fokus meist auf dem Internet als *Gegenstand* der Forschung und weniger als *Instrument* der Datenerhebung selbst. Zu diesem Schluss kommt auch Ehlers (2017: 328) und er fügt hinzu: »Speziell für den Bereich der qualitativen Onlineforschung gibt es erst wenige dokumentierte Erfahrungen, die zudem nur wenig generalisierbar sind.«

Welcher Stellenwert wird aber der CMC, der Datenerhebung *durch* das Internet innerhalb der qualitativen Forschung beigemessen? Ein Blick in die jüngste Auflage der *Introduction to Qualitative Research* (Flick 2018) zeigt, dass auch in aktuellen Überblickswerken der Schwerpunkt auf dem Internet als *Gegenstand* der Forschung liegt: Während *Digital and Social Media Research* mit knapp 30 Seiten ein eigenes Kapitel in dem rund 600 Seiten starken Einführungsklassiker gewidmet ist, werden die Vor- und Nachteile des *online interviewing* auf lediglich drei Seiten diskutiert. Darin liegt wiederum der Fokus auf dem *E-mail interviewing* (also der asynchronen Form) und kaum auf Chat- oder Videocall-Interviews (der synchronen Form). Flick (2018: 246) nennt zwei Gründe (die eher wie Probleme klingen), auf eine internetbasierte Datenerhebung zurückzugreifen: »to integrate participants in your study who are not easily accessible, because they live far away or because they do not want to talk to a stranger (about a possibly sensitive topic)«. Als ein Vorteil wird lediglich genannt, dass durch E-Mail- oder Chatinterviews die zeitaufwändige Transkription übersprungen werden kann (ebd.; auch Ehlers 2017: 333).

Vor allem aber widmet sich Flick (2018: 244) den Problemen und Grenzen der Methode¹¹: Als größtes Problem sieht er die Frage nach der »reliability«. Dass von der interviewten Person ggf. nur die E-Mail-Adresse oder der Username bekannt ist, könne einerseits zu Schwierigkeiten bei der Kontextualisierung und Interpretation der Daten führen, andererseits sei die Verlässlichkeit der angegebenen (weiteren) Daten nicht wirklich gewährleistet: Alter, Geschlecht, Wohnort und weitere »demographic information« könnten nicht wirklich überprüft werden, so Flick (2018: 244). Des Weiteren könne ein »supposed interviewee« (ebd.) womöglich jemand anderes die Interviewfragen (per E-Mail oder Chat) beantworten lassen. Neben der fragwürdigen Verlässlichkeit der Daten sei damit auch die Spontaneität der Antworten – »one of the major aims of interviewing« (ebd.) – nicht mehr gegeben. Und schließlich seien die nonverbalen Kommunikationselemente bei einer textbasierten CMC schwierig zu integrieren. Dennoch meint Flick (2018: 588) im abschließenden Ausblickskapitel seines Einführungswerkes, dass das Internet als »tool, resource and issue of research« zu den aktuellen methodologischen Trends in der qualitativen Forschung gehöre.

11 Hier scheint mir die Differenzierung von Ehlers (2017: 327) passend, nämlich dass »es sich bei der qualitativen Onlineforschung nicht um eine neue Methode der Datenerhebung, sondern vielmehr um eine neue *Technik* der Übertragung des Datenerhebungsvorganges« handelt.

Auf den ersten Blick scheinen Flicks Bedenken bezüglich der internetbasierten Datenerhebung plausibel und gerechtfertigt, auf den zweiten Blick möchte ich sie – insbesondere in Bezug auf die Verlässlichkeit der Daten – in Frage stellen: Auch in einem persönlichen Interview kann eine Person unehrliche Antworten geben und (im begrenzte(re)n Rahmen) andere demographische Informationen vorgeben. Das Gleiche gilt für sämtliche Online-Fragebögen. Flicks Vorstellungen von Verlässlichkeit scheinen mir auf dem Primat einer visuellen Kultur zu basieren und sein Argument würde zu Ende gedacht bedeuten, dass eine blinde Person mittels persönlicher Interviews keine bzw. weniger verlässliche Daten würde erheben können. So gesehen können Flicks Bedenken gar als ableistisch bezeichnet werden. Auch fragt er nicht nach der Motivation einer Person, an einer wissenschaftlichen Studie teilzunehmen und sich dabei als jemand anderes auszugeben, die Fragen weiterzuleiten oder zu lügen. Im Gegensatz zu Flick stellt die feministische Forschung genau diese Idee von der Verlässlichkeit und Authentizität und damit die von der forschenden Person ausgehende Kontrolle schon länger in Frage und betont die Handlungsmacht der interviewten Person.

Einen weniger skeptischen Ton schlagen Madge und O'Connor (2017: 431) in ihrem Artikel zu »Online Interviewing« im *SAGE Handbook of Online Research Methods* an: »Data collected through online interviewing can be as rich and valuable as that generated during face-to-face interviewing.« Während es mittlerweile viele Abhandlungen zu asynchronen Online-Interviews (also E-Mails oder Diskussionsforen) gebe, sei für synchrone Formen (also Chats oder Videocalls) bisher ein geringeres wissenschaftliches Interesse zu verzeichnen (ebd.: 420). Mit Blick auf bisherige Publikationen zur Datenerhebung mittels CMC bestätigen die Autorinnen auch meinen Eindruck: »[O]nline methods are often debated with a focus on what they lack« (ebd.: 423).

Zwar problematisieren Madge und O'Connor (2017: 425) ähnlich wie Flick die Verlässlichkeit der Informationen, die in persönlichen Interviews visuell sichtbar gewesen wären, jedoch kritisieren sie in Anlehnung an Deakin und Wakefield (2014: 604) das in der Theoretisierung vorherrschende Bild vom Online-Interview als »second choice« to the »gold standard« of face-to-face interviews« (ebd.: 422; siehe auch Saarijärvi und Bratt 2021: 392). Dieses Bild würde, so die Autorinnen, fälschlicherweise implizieren, dass persönliche Interviews frei von Problemen und Einschränkungen seien. Vor diesem Hintergrund fokussieren Madge und O'Connor (2017) in ihrem Artikel die Vorteile des Online-Interviews und setzen sich reflektiert mit den Besonderheiten auseinander. Zum Beispiel bemerken sie, dass textbasierte Online-Interviews für einige Menschen mit bestimmten Einschränkungen, die eine Teilnahme an persönlichen, gesprochenen Interviews erschweren oder unmöglich machen, sehr viel passender sein könnten (ebd.: 417; auch Pfaff-Rüdiger 2016: 193). Des Weiteren setzen sie dem auch von Flick genannten »Hauptziel« der qualitativen Forschung – der Spontaneität der Antworten – entgegen, dass es für einige

Menschen und insbesondere für schwierige Themen von Vorteil sein könnte, die Fragen in Form von E-Mails ohne Zeitdruck und im eigenen Tempo beantworten zu können (ebd.: 427). Hier sehe ich einen Verweis zu meinem Chatinterview mit Hermann, der sehr lange für seine Antworten brauchte und einen Teil meiner Fragen erst in nachträglichen E-Mails beantwortete; oder auch zu Marten, der, wie bereits erwähnt, eine Pause vom Chatinterview eingefordert hat, um über eine Frage länger nachdenken zu können.

Madge und O'Connor (2017: 427) thematisieren auch explizit die Rolle der Stille in der CMC, worin ich einem weiteren Anknüpfungspunkt an meine Beobachtungen sehe: Anders als in persönlichen Interviews sei es in E-Mail- und Chatinterviews schwieriger, ein Schweigen zu deuten, so die Autor*innen. Gibt es ein Hard- oder Softwareproblem, ist die Internetverbindung abgebrochen, ist die interviewte Person abgelenkt, denk sie nach, tippt sie, hat sie das Interview abgebrochen? Im Umgang mit diesem Schweigen sei es »imperative that the online researcher acts in an ethical manner, allowing respondents to use silence as a way of withdrawing from research« (ebd.). Wie im Kapitel zum Feldeinstieg geschildert, fragte ich mich im E-Mail-Kontakt mit meinen Interviewpartnern, insbesondere in den Terminabsprachen mit Alberto, immer wieder, wie oft ein wiederholtes Nachhaken angemessen ist, ab wann es grenzüberschreitend wäre. Und auch in den Chatinterviews wägte ich ständig ab: Nach wie vielen Minuten der Stille kann ich wohl mal nachhaken? Ist Hermann überhaupt noch online? Kam mein letzter Textteil falsch herüber? Zu diesem konstanten Abwägen zwischen Beharrlichkeit und Taktgefühl sowie zur Herausforderung, im anonymen »disembodied online interview« (ebd.) das nötige Vertrauen aufzubauen, schreibe ich mehr im nächsten Kapitel »Walking on eggshells – die Interviewsituation«.

Ich gehe im Folgenden genauer auf einen Aspekt ein, der *für* die Nutzung von CMC zur Datenerhebung spricht, von Madge und O'Connor allerdings nicht eingehender besprochen wird: die bereits erwähnte Anonymität.

Eine schützende Maske

In einem anonymen Chatinterview können Mimik, Gestik, Tonlage und andere audio-visuelle Zwischentöne nicht wahrgenommen werden. Warum also solch ein »kontextarmes Medium« (Ehlers 2017: 334) für die Datenerhebung nutzen? Ein Blick in Studien, die auch unabhängig von der geographischen Erreichbarkeit oder der Covid19-Pandemie mit Chatinterviews gearbeitet haben, gibt Hinweise. Darunter finden sich zum Beispiel Forschungen zu »gay men's experiences of Internet sex-seeking and barebacking« (Ayling und Mewse 2009: 566), zu »illicit drug users« (Miller und Sönderlund 2010; Barratt und Maddox 2016; Coomber 2011) oder auch zu psychischen Erkrankungen (Shepherd 2011). In diesen und weiteren Studien, die sich immer auch mit den Vor- und Nachteilen der verschiedenen Datenerhebungstechniken beschäftigen, werden oft die positiven Effekte der Anonymität genannt.

So schreiben zum Beispiel Ayling und Mewse (2009: 573) in Bezug auf Chatinterviews: »We found that it was common for participants to reveal very personal and sensitive information that they would not feel able to reveal in a face-to-face interview.« Joinson (2001: 177) hat Online-Gruppendiskussionen mit persönlichen Diskussionen verglichen und kommt zu dem Ergebnis, dass (visuell) anonyme Teilnehmende mehr von sich Preis geben als nicht visuell anonyme. Auch Opdenakker (2006) hat verschiedene Erhebungsformate verglichen und greift für eine Erklärung sogar auf eine Studie aus den 1970er Jahren zurück,¹² in der Gruppendiskussionen in zwei Settings verglichen wurden: Eine Gruppe saß in einem dunklen, die andere in einem beleuchteten Raum.

»In this study individuals who met and conversed in a situation where they could not see one another, sitting in the dark, disclosed much more intimate details of their lives [...] [and] left the encounter feeling more positively about the other person« (Opdenakker 2006: 7).

Die Anonymität lasse die Hemmschwelle sinken, die Antworten der Interviewten seien »ehrlicher und offener« (Pfaff-Rüdiger 2016: 196). Lee und Lee (2012: 43) ziehen konkret die Verbindung zu sensiblen Themen: »For those seeking to research topics that are deemed for whatever reason to be »sensitive«, online methods present interesting opportunities.«

Ich möchte an dieser Stelle die visuelle Anonymität mit der Scham verknüpfen: In allen Theorien und Abhandlungen zum Gefühl der Scham wird der »Blick des Anderen« erwähnt.¹³ Der Philosoph und Emotionsforscher Aharon Ben-Ze'ev (2009: 304) bezeichnet in *Die Logik der Gefühle* den »Wunsch, unsichtbar zu werden«, und die daraus folgende Vermeidung von Blickkontakt als »gebräuchliches Verhalten, um mit der Scham (und der Verlegenheit) fertig zu werden«. Und obwohl seine Ausführungen zum Gefühl der Scham einen sehr kurzen, nur fünfseitigen Überblick darstellen, führt auch er als ein Beispiel für geschlechterspezifische Auslöser von Schamgefühlen an: »Männer empfinden am häufigsten Scham [...] bei sexueller Impotenz« (ebd.: 305). Wurmser (1997: 42) weist darauf hin, dass das Wort »Scham« auf die indogermanische Wurzel »kam/kem = zudecken, verschleiern, verbergen« zurückgeht, was in Verbindung mit dem vorangestellten, reflexiven »s«,

12 Nämlich auf Gergen et al. (1973).

13 Dabei wird meist auf Sartre verwiesen, der als »Hauptprotagonist der Position [gelte], Scham werde durch den Blick einer anderen Person verursacht« (Landweer 1999: 31 mit Bezug auf Sartres »Der Blick« in *Das Sein und das Nichts*; auch Lietzmann 2007: 31f. und Landweer 1999: 103ff.). Dieser »Blick des Anderen« sei dabei aber auch da, wenn der andere nicht anwesend ist. Nach dieser Logik funktioniert letztlich auch das von Bentham konzipierte und von Foucault in *Überwachen und Strafen* besprochene Panoptikum.

also ›skam/skem‹, soviel wie ›sich zudecken‹ bedeutet: »Die Vorstellung des *Sichverbergens* ist dabei spezifisch und untrennbar vom Schamkonzept.« Die Verkettung von Verletzlichkeit, Männlichkeit, Scham und Schweigen ließe sich also um ein Nicht-gesehen-werden-Wollen erweitern und so der Wunsch nach visueller (statt z.B. namentlicher) Anonymität im Interview verstehen.

Broom (2005: 87) meint in Bezug auf Prostatakrebs, dass Online-Selbsthilfegruppen für einige Männer eine Möglichkeit darstellten, ihre Hemmungen aufgrund von Männlichkeitskonstruktionen zu navigieren und mehr Intimes zu teilen als in einer face-to-face Situation. In einem Sammelband zu kritischer Männerforschung geht Süßenbach (2001: 218f.) in seinem Text zu »Männer in der Psychotherapie« den »geschlechtsspezifischen Widerständen des männlichen Klienten« nach. Auch hier taucht der Begriff der Scham auf und indirekt behandelt Süßenbach auch das Sich-Anblicken bzw. das Angeblickt-Werden. Er beschreibt das typische Therapie- oder auch Beratungssetting als »›Face-to-face‹-Situation«, welche ein »Gegensatz zu den kommunikativen ›Seite-an-Seite‹-Anordnungen [sei], die Männer typischerweise in ihrem Lebensalltag einnehmen« würden (ebd.: 221). Außerdem sei die Beziehungsherstellung unter Männern

»geprägt durch die Einbeziehung distanzbildender Mittel, wie z.B. Werk- und Spielzeuge, durch die Ausrichtung der Beziehung auf überpersönliche Interessen und Zielsetzungen, einen abstrakt-unpersönlichen Sprachgebrauch sowie durch distanzschaffende Haltungen und Gesten« (ebd.).

In diesem Sinne lassen sich die Chatinterviews und abgeschwächt auch die Video-call-Settings¹⁴ eher als eine Seite-an-Seite-Anordnung als eine face-to-face-Situation einordnen und die *computer-mediated communication* kann als ›distanzbildendes Mittel‹ verstanden werden.

In Bezug auf die Anonymität in der virtuellen Welt bemüht die Forschungsliteratur oft verschiedene Metaphern, die indirekt auf diesen ›Blick des Anderen‹ verweisen. So beschreibt Shepherd (2011: 11) mit Verweis auf Danet (1998: 131) den

»cyberspace as having a carnivalesque atmosphere, where it is always night. When people are limited to the use of text to communicate they are in effect wearing a mask of their own choosing what allows them to feel less inhibited about expressing themselves.«

14 Auch in einem Videocall können sich – mit heutigem Stand der Technik – die Gesprächsteilnehmenden nicht gleichzeitig in die Augen sehen, denn in dem Moment, in dem ich direkt in die Kamera schaue, sehe ich das Gesicht meines Gegenübers nicht mehr.

Lee (1993: 97) zieht für seine Abhandlungen über ein *Doing Research on Sensitive Topics* wiederum den Beichtstuhl heran, der ja in beide Richtungen funktioniert. Er bezieht sich auf die Anleitungen (»manuals«), die bezüglich dieser Praxis existierten, und meint:

»Not a few of the techniques which appear in those manuals [...] are still used today by sociologists for asking »sensitive« questions in research [...]. [O]ne reason for this technological innovation [den Beichtstuhl, M.R.] was to help overcome the unease of the questioner rather than of the informant.«

Wie bereits weiter oben erwähnt, war das Setting des Chatinterviews auch für mich eine sichere und bequeme Situation, aus der heraus ich auf die Antworten meiner Gesprächspartner reagieren und Fragen formulieren konnte. Anstatt also Chatinterviews als »kontextarmes Medium« zu bezeichnen, das den »Prinzipien qualitativer Forschung wider[spricht]« (Pfaff-Rüdiger 2016: 192; auch Flick 2018: 244), sollten sie, meine ich, als eine Datenerhebungstechnik gesehen werden, die es ermöglicht, bestimmte Themen – sensible, schambehaftete – überhaupt zu erforschen, sowohl aus Sicht der Teilnehmenden/Antwortenden als *auch* aus Sicht der Forschenden/Fragenden. So resümieren auch Ayling und Mewse (2009: 566): »We argue that on-line qualitative research is valuable in its own right, and that the advantages considerably outweigh the difficulties.«

3.3 Walking on eggshells – die Interviewsituation

Ob nun aber persönlich, virtuell per Videocall oder anonym per Chat: Es blieben Gespräche über ein sensibles, schambehaftetes Thema, in denen meine Interviewpartner teilweise nach Worten rangen und ich immer wieder zwischen beharrlichem, ermutigendem Nachfragen und behutsamer Zurückhaltung abwägte. In diesem Unterkapitel geht es um den Verlauf der Interviews, die Atmosphäre, meine Interviewführung. Wie kann der Umgang von cis Männern mit Genitalverletzungen und -amputationen qualitativ durch Gespräche erforscht werden? Welche Formen nehmen die *anforderungsbedingten Besprechbarkeitsgrenzen* in den Interviews an?

Beim offenen Codieren der Transkripte entstanden neben den inhaltlichen Codes auch jene, die eher das *Wie?* des Gesprochenen beschreiben oder sich auf die Interviewsituation selbst beziehen. So sind Subcodes wie »Metapher/Umschreibung«, »Widerspruch«, »Lachen/Witz«, aber auch »Vertrauen« und »Motivation« entstanden, die ich unter dem Code »Interviewsituation« zusammenfasste. Reflexionen über meine *eigene* Wortwahl und Art der Interviewführung kamen

durch die Besprechung der Transkripte in meiner Interpretationsgruppe hinzu.¹⁵ Die einzelnen Abschnitte orientieren sich an diesen Verdichtungen.

3.3.1 Unaussprechbares artikulieren

»Das klingt jetzt so entkörperlicht, aber, also das ist jetzt nicht, weil ich mich mit meinem Penis nicht wohlfühle, sondern nur weil ich Wortfindungsschwierigkeiten hab.« So offen wie Jonas formulierten nicht alle meine Interviewpartner ihre Unsicherheiten. Es ist aber auffällig, wie häufig vieles, was Sexualität und die Verletzungen, Amputationen und Probleme betrifft, die meine Gesprächspartner erfahren haben und die ja Anlass für unsere Gespräche waren, umschrieben oder sprachlich ausgespart wurde.

Vor allem mit Hermann erschwerte dies den Einstieg in unser anonymes Chatgespräch. Nachdem er in keiner der E-Mails, die wir zuvor ausgetauscht hatten, schrieb, warum genau er sich von meinem Aufruf im Internetforum angesprochen gefühlt hatte, bat ich ihn zu Beginn unseres Gespräches »etwas von sich« zu erzählen und zu sagen, warum er an dem Interview teilnimmt. Da er daraufhin von »persönlichen Defiziten« schrieb, fragte ich nochmals, warum er sich auf den Aufruf gemeldet hatte. Er verwies darauf, dass ich im Forum doch über sein »Handicap« gelesen hätte, woraufhin ich ihm erklärte, dass ich zwar alle Forumsbeiträge gelesen hätte, aber ja nicht wüsste, wer sich hinter welchem Username verbirgt. Erst dann formuliert Hermann, dass er »aus krankheitsbedingten Gründen keinen Penis mehr« hat. Die Versprachlichung bzw. Verschriftlichung scheint ihm auch einige Jahre nach der Amputation noch schwer zu fallen. Er schreibt auch, dass es ihn »schon sehr viel Überwindung gekostet hat«, sich auf das Interview einzulassen.

Alberto erzählt in Bezug auf seine Partnerin: »Ich hab ihr gesagt, ich hab Probleme untenrum«, Jonas spricht vom Penis als »Gerät« und ist immer wieder um »gute Worte« verlegen, lacht, seufzt und spricht von »dem ganzen Thema«. Es wird von »Fell«, statt von Intimbehaarung geredet, es wird auf Sprichwörter zurückgegriffen, wenn es um bestimmte Sexualpraktiken geht.¹⁶ Der Gedanke an eine Penisamputation wird beschrieben mit »das ist ja fast so schlimm, wie seinen Führerschein verlieren« (Jonas). Gefühle von Einsamkeit und Hilflosigkeit werden mit dem Bild »wie im Schlauchboot im Mittelmeer« (Alberto) ausgedrückt. Patrick ersetzt seinen Penisbruch im Laufe des Gespräches verbal öfter durch ein Schnalzgeräusch,

15 Ich lasse die Verweise, dass bestimmte Formulierungen und Beobachtungen aus meiner Interpretationsgruppe kamen, bewusst im Text. Ich möchte ihre Ideen und Einschätzungen nicht vereinnahmen und gleichzeitig zeigen, dass ich mich und mein Verhalten während der Interviews durch unsere Besprechungen quasi zu ihrem Material gemacht habe – und dass Forschung eben kein Ein-Personen-Prozess ist.

16 Jonas: »Ich glaube, meine Freundin hat das mal irgendwo aufgeschnappt, dieses: ›Solang ein Mann hat Zung' und Händ', ist er noch lang nicht impotent, oder so ähnlich (lacht).«

das beim Bruch selbst hörbar gewesen sei. Bei direkter Rede und expliziteren, auch emotionaleren Äußerungen wechselt er ins Englische. Die chirurgische/technische Durchführung der Hodenamputation beschreibt Nathan nur mit den Händen und lautmalerischen Geräuschen. In den Chatinterviews werden Begriffe sehr oft in Anführungszeichen gesetzt und Nathan wiederum springt in den Szenen, in denen es um seine Hodenkrebsdiagnose und die Interaktion mit dem medizinischen Fachpersonal geht, in die 3. Person und redet von sich selbst als »der Patient«; generell geht es in allen Gesprächen öfter um ein »man«, statt um ein »ich«. Insbesondere bei Nathan, Jonas und Alberto fällt mir auf, dass sie zwar recht offen reden, die meiste Zeit aber einen belustigten oder ironischen Unterton haben, dass sie in die ernstesten Themenabschnitte immer wieder Scherzhaftes einbauen oder einfach lachen, statt einen Satz zu Ende zu führen. Manchmal lache ich mit und es entspannt die Atmosphäre, manchmal scheint mir, je ernster der Gesprächsstrang, desto mehr wird gelacht: »Und dann ist es schmerzhaft (lacht), das gehört mit zu den schmerzhaftesten Dingen, die ich, glaube ich, jemals in meinem Leben erlebt hab (lacht), ähm, das war sehr, sehr unangenehm« (Jonas über die Biopsien an seinem verbleibenden Hoden).

Hofstadler und Buchinger (2001: 183) berichten über die Gesprächssituationen ihrer Interviewstudie mit Männern, dass ihre Interviewpartner »mit knappen Worten« antworteten, wenn sie Fragen zur Sexualität gestellt bekamen. Die meisten hätten »große Schwierigkeiten [gehabt], eine adäquate Sprache zu finden« (ebd.), »von Lust und Sinnlichkeit ist in diesen Schilderungen nichts zu spüren« (ebd.: 231), so die Autorinnen. Insgesamt seien in den Interviews »Verunsicherungen, Ängste, Scham« (ebd.: 232) kaum angesprochen worden. In dem Moment, in dem sie als Interviewerinnen direkt nach dem »sexuellen Erleben« gefragt hätten, erzählten die Männer eher »unbeholfen und distanziert, verwenden Allgemeinplätze oder Abstrahierungen«. Einer hätte die Metapher des Musizierens genutzt, um sein sexuelles Erleben zu beschreiben (ebd.: 188), die meisten sagten »das« oder »es«, statt Sexualität direkt auszusprechen (ebd.: 185). In Bezug auf meine Interviews zu Genitalverletzungen und -amputationen ist das Zitat von einem ihrer Interviewpartner interessant, der sagt, er könne nicht mehr reden, wenn er länger krank sei: »Bei einem etwas gestörten oder von mir her als gestört erlebten Körpergefühl rutscht mir auch das über mich Reden-Können weg. Dann wird das, das Darüber-Reden-Können schwieriger« (ebd.: 228).

»the inexpressive male«?

Ein Teil der Forschungsliteratur über qualitative Studien mit Männern setzt sich auch mit möglichen Erklärungen der oben genannten Beobachtungen und Aussagen auseinander. Affleck et al. (2013) zum Beispiel präsentieren verschiedene Theorien für ihren Eindruck, dass Männern das Reden über sensible, vor allem gesundheitliche oder den Körper betreffende Themen oftmals schwerfällt. Die Autor*in-

nen nennen u.a. die »normative male alexithymia (NMA)«, nach der manche Männer von ihren Eltern und ihrem Umfeld so stark dazu erzogen und ermutigt worden seien, »to conform to masculine gender norms that they have lost, or failed to initially develop an adequate emotional vocabulary« (Affleck et al. 2013: 157). Sie zitieren außerdem Sattel (1976), der den Begriff des »inexpressive male« geprägt hatte, und meinen:

»[M]en learn to use emotional inexpression as a strategy to mask their vulnerabilities, allowing them to be perceived as rational, efficient, and nonemotional, which provides a negotiating advantage in intimate situations where they feel emotionally fragile« (ebd.: 158).

Diese »emotional inexpression« beeinflusse sowohl den Umfang als auch die Qualität der empirischen Daten, so Affleck et al. (2013: 155). Nahezu alle von mir gelesenen Veröffentlichungen zu Interviewstudien mit Männern erwähnen auf die ein oder andere Weise diese »emotional inexpression«, versuchen Erklärungen und Umgangsweisen zu finden. Mich zogen all die Abhandlungen zu einem *interviewing men* im selben Maße an, wie sie sich mich gleichzeitig abstießen. Einerseits war kaum zu leugnen, dass einige meiner Interviewpartner »unforthcoming, laconic, and terse about their emotional experiences« (Affleck et al. 2013: 156) waren, und die Beschreibungen und Erklärungsansätze zum »inexpressive male« ließen für mich die Interpretation zu, dass die wenigen Interviewpartner und die teilweise zähen und wackeligen Gespräche nicht »meine Schuld« waren. Andererseits gab es auch offene und lange Gespräche und die Situation schien viel komplexer.

Eine andere Stimme zum »inexpressive male« bilden de Boise und Hearn (2017: 13), denn sie wenden in ihrem Artikel »Are Men Getting More Emotional?« ein: »It is often not clear what is under interrogation when interrogating emotions in relation to men and masculinity/ies.« Oft würde durcheinandergebracht, ob es darum geht, wie Männer über Emotionen *reden*, wie sie sie *ausdrücken* oder wie sie sie physisch *erleben* (ebd.: 5). Insgesamt habe aber die Forschung zu Emotionen von Männern zugenommen, wodurch auch Arbeiten entstanden seien, die ein differenzierteres Bild zeichnen als das der männlichen »emotional inexpressiveness« (ebd.: 4).¹⁷

17 Allerdings sei daraus wiederum die diskursive Figur des »until-recently-unemotional-man« entstanden, die sich auf ganz bestimmte Körper und ein reduktives Verständnis von Männlichkeit gründe (ebd.: 9). Dem entgegen stünde beispielsweise die »Black jazz, soul and reggae tradition, so expressive of Black men's (and women's) feelings and emotions« (ebd.). Die Idee des zunehmend emotionaler werdenden Mannes reifiziere also ein Narrativ, welches größere Veränderungen in Bezug auf Männer und Männlichkeiten eigentlich nur auf Beobachtungen gründet, die sich auf »WHAMs« (ebd.) fokussieren, also auf weiße, heterosexuelle, nicht behinderte Männer.

Workarounds

In Bezug auf Umschreibungen und fehlende Worte ist ein weiterer Aspekt aus dem Gespräch mit Alberto erwähnenswert. Schon innerhalb der ersten zehn Minuten, als er vom »Ergebnis« der Amputationsoperation spricht, sagt er: »Bin ich zufrieden, also es hätte schlimmer sein können, muss ich ganz ehrlich sagen. (...) Weiß nicht, hatte ich Ihnen noch Bilder geschickt von dem ganzen?« Als ich etwas irritiert verneine, denn wir hatten uns ja vorher noch gar nicht gesprochen, meint er, dass er sie mir zukommen lassen könne, damit »Sie selbst wissen, wie es aussieht, kann Ihnen auch Vorher-Nachher-Bilder geben, wie der Krebs richtig wuchert, wenn das von Interesse ist«. Er kommt im Laufe des Gesprächs mehrmals darauf zurück, dass es diese Bilder gebe, die er mir zeigen könne, »erschrecken Sie aber bitte nicht«. Kurz nach dem Interview schickte er mir die Fotos per E-Mail und ich empfand dies einerseits als Vertrauensbeweis, andererseits konnte ich sein Bedürfnis danach, dass ich sie mir anschau, nicht richtig einordnen.

Ich möchte daher einen Faden in die bereits erwähnte Forschungsliteratur spinnen: Für die Erforschung von Themen, bei denen es den Teilnehmenden schwerfällt, darüber zu sprechen, schlagen Affleck et al. (2013: 155) vor, vom semi-strukturierten, offenen Interview als »gold standard« der qualitativen Forschung abzurücken und stattdessen andere Techniken der »emotional expression« in Erwägung zu ziehen. Fotobasierte Methoden zum Beispiel könnten jenen helfen, die Probleme haben, sich verbal über ihre Gefühle und Erlebnisse auszudrücken. Indem Fotos als Metaphern genutzt werden, könnten Teilnehmende intensive und komplexe Emotionen ausdrücken, was durch ihr begrenztes emotionales Vokabular sonst nicht möglich wäre (ebd.: 159). Diese Methode sei bereits erfolgreich in Studien mit Männern zu Prostatakrebs und Trauer angewendet worden. Mit Verweis auf eine Befragung von Olfie und Bottorff (2007) zu Vaterschaft und Rauchen berichten sie:

»[R]esearchers have reported that some male participants, who may otherwise be anxious about the interview, grew to anticipate the meeting with the researcher so that they could discuss their photos as a kind of ›show and tell‹ project. [...] Taking photos of their experience enabled them to think deeply about the treatments they were undertaking, and see, through the series of photographs of themselves, the progress they had made in their treatment« (ebd.: 159).

In der E-Mail, mit der Alberto mir die Fotos schickte, schrieb er, dass er sie sich selbst »auch von Zeit zu Zeit immer anschau um [sich] daran zu erinnern, wie schmal der Grat zwischen Leben und Tod, gesund und krank ist, und aus falscher Scham und Entscheidungen sich [auf] das Leben auswirkt«. Vielleicht waren die Fotos ein Weg für Alberto mir etwas mitzuteilen, was verbal nicht möglich war. Auch Patrick

hatte mir zwei seiner selbstgemalten Bilder gezeigt, mit denen er den Penisbruch verarbeitet hat.¹⁸

Neben den Fotos können auch die von meinen Interviewpartnern genutzten Metaphern, Geräusche und Witze als kreative *workarounds* gesehen werden, um eben doch über ein solch sensibles und schambehaftetes Thema zu sprechen, das Unaussprechbare doch irgendwie zu artikulieren. Und auch das gänzlich Unausgesprochene enthält qua seines Nicht-ausgesprochen-Seins eine Botschaft, eine Bedeutung. Dieses Schweigen, Ausweichen, Umschreiben, Lachen und Nach-Worten-Ringen spielt einerseits für die Interpretation des Materials eine wichtige Rolle, andererseits auch für die Interviewführung. Wie kann damit *während* des Gespräches umgegangen werden?

3.3.2 ›Medizinsprech‹, Beharrlichkeit und Vertrauen

Bei der Analyse der Interviewtranskripte in der Interpretationsgruppe ging es auch immer wieder um meine Interviewführung und Wortwahl. Den anderen fiel auf, dass sowohl meine Interviewpartner als auch ich sehr nah am ›Medizinsprech‹ blieben. Marten beispielsweise verwendete die Begriffe »Impotenz«, »Erektionsschwierigkeiten«, »ED« bzw. »erektiler Dysfunktion«. Obwohl ich versuchte, es zu vermeiden, übernahm ich diese medizinischen und auch pathologisierenden Begriffe im Laufe unseres Gespräches und stellte irgendwann selbst diagnostische Fragen. Die meisten Gespräche orientierten sich stark an einer chronologischen Erzählweise, bei der sich meine Interviewpartner an medizinischen Stationen entlanghangelten, statt beispielsweise Ängste und Gefühlszustände in den Vordergrund zu stellen. Neben diesem ›Medizinsprech‹ zitierte ich während der Gespräche auch öfter medizinische Studien und Fachliteratur. In einigen Sequenzen klärte ich meine Interviewpartner sogar über bestimmte Sachverhalte auf, zum Beispiel darüber, dass eine beidseitige Hodenamputation nicht bedeutet, dass kein Ejakulat mehr produziert werden kann.

Solche Belehrungen und eine an medizinischen Fachbegriffen und Studien orientierte Interviewsprache wären in anderen Feldern eher auf Ablehnung gestoßen. Francis Seeck zum Beispiel hat Interviews mit trans Personen geführt und sagte mir, dass solch ein Vorgehen von den Teilnehmenden nicht akzeptiert worden wäre (siehe auch Seeck 2021: 122ff. und 166). Dort habe es eine klare Abgrenzung vom als gewaltvoll empfundenen ›Medizinsprech‹ und stattdessen eine Hinwendung zu eigenen emanzipativen Begrifflichkeiten gegeben. In meinen Interviews hingegen scheint es, als sei eben dieser ›Medizinsprech‹ für mich und meine Interviewpartner etwas gewesen, woran wir uns ›festhalten‹ konnten; was Sicherheit gab, wo sonst die Worte fehlten, was vielleicht Distanz schaffte, wo zu viel Scham vorherrschte. Es

18 Eines davon befindet sich auf dem Cover dieses Buches.

war eine Sprache, auf die wir uns (stillschweigend) einigen konnten, denn mir war sie aus der (hauptsächlich medizinischen) Forschungsliteratur vertraut, meinen Interviewpartnern hingegen aus Gesprächen mit Ärztinnen und Ärzten, die teilweise die einzigen Gespräche waren, die sie je dazu geführt hatten.

Hier lässt sich nochmals eine Verbindung zur Besonderheit meines Feldes herstellen: Wo keine Selbstorganisation, keine Vernetzung existiert, gibt es auch keinen Austausch, keine emanzipative Bewegung, die normalisierende und pathologisierende Begrifflichkeiten in Frage stellen könnte, wie es beispielsweise in der selbstorganisierten und teilweise institutionalisierten trans Community der Fall ist. In dieser Hinsicht könnte mein wiederholtes Erwähnen anderer Studien und Literatur als ein Ersatz für diese fehlende Vernetzung gesehen werden. Wollte ich damit auf das Gefühl des Alleinseins meiner Interviewpartner reagieren und ihnen so vermitteln, dass sie nicht die Einzigen mit diesen Problemen sind?

Ein anderer Aspekt war, dass ich so – auf Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnisse – unverfänglich(er) bestimmte Aspekte ansprechen, erklären und Fragen stellen konnte. Zum »Medizinsprech«, zur chronologischen Erzählweise meiner Interviewpartner und zu meinen Verweisen auf wissenschaftliche Studien passt die Beobachtung aus der Männergesundheitsforschung, dass es für Männer bei Gesundheitsthemen oftmals eher um ein quantitatives Verständnis und konkrete Lösungsansätze geht und weniger um das eigene Erleben: »Men's relationship to research and what counts as knowledge also tend to focus on the causes and cures of disease rather than their illness experiences« (Oliffe 2009: 75). Daher meint Oliffe auch, dass sowohl der Verlauf als auch die Ergebnisse qualitativer Interviews quer dazu stünden, wie die meisten Männer Gesundheitsthemen besprechen würden und was sie unter lohnenswerter wissenschaftlicher Forschung verstehen würden (ebd.). Mithilfe des »Medizinsprech« und der Studien war es möglich, durch die Gesprächsabschnitte zu navigieren, in denen es auch um Emotionen hätte gehen können, für die es aber keine Sprache gab.

Beharrlichkeit und Taktgefühl

Ein weiterer Punkt, der in der Interpretationsgruppe in Bezug auf meine Interviewführung immer wieder genannt wurde, war mein direktes An- und Aussprechen bestimmter Aspekte. Die Gruppe äußerte, ich käme ihnen in den Transkripten vor wie eine »Sexualtherapeutin«, die versucht, mit einer sehr offenen Direktheit und dem Aussprechen bzw. Vorformulieren ggf. schambesetzter Aspekte den Interviewten möglichst niedrigschwellige Gesprächsangebote zu machen. Eine Person meint in Bezug auf eines der Chatprotokolle, dass ihr »der Satz mit der Masturbation und den Erektionsproblemen« ja schon beim Lesen »schwer über die Lippen komme«, sie es aber gut fände, dass ich da so »reinspringe«. In Verbindung mit der besonderen Form des Gespräches, dem anonymen Chatformat, stellt sich natürlich die Frage, ob ich diese Aspekte in einem persönlichen Gespräch genau so direkt angesprochen

hätte. Auch Hofstadler und Buchinger (2001: 183) berichten, dass sie aufgrund der Beobachtung, dass ihre Interviewpartner in den pre-tests von sich aus überhaupt nicht auf Sexualität zu sprechen kamen, für die eigentliche Studie noch zusätzliche Fragen diesbezüglich einbauten. Trotzdem konnten nur »sehr wenige Interviewpartner [...] von ihren Empfindungen und Emotionen erzählen. Und wenn, dann erst auf konkretes Nachfragen hin.«

Die von mir empfundene Gratwanderung zwischen diesem konkreten und teils auch beharrlichen Nachfragen einerseits und der Vorsicht meine Interviewpartner nicht zu verschrecken oder in die Ecke zu drängen andererseits, zog sich für mich durch die gesamten Interviews. Es gab Situationen, in denen meine Interviewpartner auswichen und ich nicht sicher war, inwiefern ich den jeweiligen Aspekt durch eine andere Frage noch einmal ansprechen sollte. Es gab Situationen, in denen meine Interviewpartner gereizt zu reagieren schienen oder meine Frage wiederholten, als ob sie sichergehen wollten, dass sie wirklich so (direkt) gemeint war, während sie an anderer Stelle eher unvermittelt intime Informationen preisgaben. In den Interviews wurden in einem Moment Witze gemacht – wann ist es angebracht, mitzulauchen? Und wann nicht? – und im nächsten Moment suizidale Gedanken geäußert. Die Gespräche waren für mich ein ständiges Ringen nach passenden Reaktionen. Ich habe daher in Anlehnung an Watts (2008: 7) dieses Unterkapitel »Walking on eggshells« genannt.

Dieses Gefühl, auf ›Eierschalen zu laufen‹ und eine gute Portion Taktgefühl zu benötigen, war viel stärker, als ich es von Interviews zu anderen Themen kannte. Der Medizinethiker Maio (2020: 366) schreibt über Scham in Verbindung mit Krebserkrankungen und betont die Rolle des Taktes im Umgang mit Krebspatient*innen: »Der Takt ist es, der dem Menschen dazu verhilft, eine beschämende Situation doch noch zu retten.« Kern dessen, was Taktgefühl ausmache, sei ein »Austarieren von Nähe und Distanz« (ebd.):

»Beim Takt geht es um die umsichtige, tentative Herangehensweise, um eine herantastende Grundhaltung, mit der sowohl ein Zuwenig an Distanz im Sinne einer taktlosen Beschämung als auch ein Zuviel an Distanz im Sinne einer befremdlichen Überhöflichkeit vermieden werden soll. [...] Takt ist also das Zusammenkommen verschiedener Fähigkeiten, die in einer spezifischen Situation sich so zu bewähren haben, dass sie zu einer angemessenen Reaktion befähigen, durch die eine Grundhaltung des Respekts vor dem anderen zum Ausdruck gebracht wird.«

Ob dies auf meine Gesprächsführung zutrifft, kann ich selbst nicht gut beurteilen. Von verschiedenen Konstellationen, in denen das Interviewmaterial besprochen wurde, bekam ich jedoch die Rückmeldung, dass mir oftmals diese »angemessene Reaktion« gelungen sei. In den Chatinterviews fiel es mir allerdings nicht so leicht, »Behutsamkeit und Feingefühl« (ebd.) zu übermitteln, und ich denke im Nachhin-

ein, ich hätte mich besser auf diese Herausforderung vorbereiten sollen. Es stellt sich gleichzeitig die Frage, inwiefern meine Interviewpartner aus Taktgefühl *mir* gegenüber zögerlich waren, bestimmte Wörter und Dinge direkt auszusprechen, im Sinne von: ›Was kann ich der Forscherin zumuten?‹ Und: Brachten die Fotos, die mir Alberto schickte, vielleicht dieses Austarieren von Nähe und Distanz durcheinander – war ich deswegen irritiert? Eng verbunden mit dem Taktgefühl ist der Aspekt des nächsten Abschnitts.

Vertrauen

Im Kapitel 2 »()Besprechbarkeiten« wurden mögliche Gründe für ein Sich-Öffnen bzw. ein Sich-nicht-Öffnen anderen Personen gegenüber herausgearbeitet. Vor allem aus dem Interview mit Alberto und der Szene, in der er von den hilfreichen Bekanntschaften mit den Brustkrebspatientinnen in der Reha-Klinik erzählt, ging hervor, dass Vertrauen sowie ein Vertrauensvorschuss eine wichtige Rolle spielten. Dies lässt sich auch auf die Interviewsituation übertragen: Am Ende unseres über zweistündigen Videocalls, in dem ich wenig geredet und Alberto abschließend die vergangene Zeit auf nur *eine* Stunde geschätzt hatte, ging es um mögliche Fragen meinerseits im Nachhinein, woraufhin er meint: »Dann machen wir halt irgendwann nochmal ein Interview und dann sehen wir weiter. [...] Jetzt haben wir ja schon die Grundbasis. Jetzt haben wir uns ja schonmal kennengelernt.« In einer E-Mail im Nachgang schrieb er noch einmal: »Ich empfand das Gespräch als sehr locker und vertraut.«

Als ich über die Rolle des Vertrauens in Bezug auf meine anderen Interviewpartner nachdachte, fiel mir auf, dass für die meisten von ihnen (die alle für ein persönliches Gespräch bereit waren) ein Vorschuss vorlag: Jonas hatte meinen Aufruf über den (damals noch) Twitteraccount einer Freundin von mir gesehen: »Ich mag [Name] ganz gerne, wir haben uns irgendwann mal auf einer Konferenz kennengelernt. Und dann hab ich gedacht, dann wird das auf jeden Fall irgendwie vertrauenswürdig sein.« Nathan wiederum hatte ich mit Verweis auf einen Freund von mir angeschrieben, mit dem er im Rahmen eines Theaterstückes schon einmal eng zusammengearbeitet hatte. Auch war klar, dass ich das Theaterstück über seine eigene Hodenkrebserkrankung gesehen hatte, und wir konnten während des Gespräches auf einzelne Szenen und Aspekte daraus verweisen. Patrick hatte das Poster zu meinem Dissertationsthema auf einer Tagung gesehen, hatte also schon einen Eindruck von unserem Promotionsprogramm und dem Kontext meiner Forschungen. Es kann demnach vermutet werden, dass ein Vertrauensvorschuss für das (persönliche) Zustandekommen meiner Interviews eine wichtige Rolle spielte. Lee (1993: 113) bestätigt dies, indem er in Bezug auf die Erforschung sensibler Themen meint: »[W]here the interviewer is introduced to the interviewee by an intermediary, a sufficiently high level of trust may be present for a single interview to suffice.«

Die (gesprochenen) Interviews habe ich meist mit sehr langen Einführungen zu meiner Forschung begonnen und dabei auch deren Schwierigkeiten nicht ausgespart. Meine Interpretationsgruppe bezeichnete diese teils bis zu zehnminütigen Intros als »vertrauensbildende Maßnahme«. Dadurch seien direkt am Anfang schon viele schambehaftete Wörter und Sachverhalte ausformuliert gewesen. Auch habe ich direkt am Anfang mehrmals betont, dass das Interview jederzeit abgebrochen werden kann. Marten geht darauf direkt ein und schreibt zu Beginn des Gespräches: »Ich hoffe nur, dass mir die Situation nicht unangenehm wird und würde mir vorbehalten wollen, das Interview in diesem Fall zu beenden.« Ich habe außerdem vor all meinen Interviewpartnern kein Geheimnis daraus gemacht, dass es nicht leicht ist, Teilnehmende zu finden, und habe in Bezug auf meine bisherigen Forschungserfahrungen – angefangen bei meiner Masterarbeit zu den Genitalprothesen – auch selbst schon von einem »Tabu-Thema« gesprochen. Mein Eindruck ist, dass sich meine Interviewpartner dadurch in ihrem Erleben gut »abgeholt« fühlten. Die Tatsache, dass ich – zumindest in den persönlichen Interviews – anfangs selbst viel geredet habe und somit aber vielleicht die Richtung des Gespräches beeinflusst habe, kann auch kritisch betrachtet werden. So geben Dahlberg et al. (2007: 103) zu bedenken:

»[I]njudicious disclosures from the researcher may ultimately influence informants to corroborate the researcher's ideas and expressions instead of relating their own experiences. When this occurs, it is not necessarily the informant's lifeworld that is revealed in the interview, but the researcher's.«

Sofia Koskeridou, die Epithetikerin, betonte in unserem Telefonat immer wieder, dass es wenige cis Männer gebe, die bei ihr »offen und locker« seien.¹⁹ Als ich sie frage, was ihre Techniken sind, diese Gespräche dennoch zu führen, antwortet sie: Geduld, Zeit, viel Aufklärung darüber, was geht und was nicht geht, wie alles ablaufen wird, viel erzählen, zusammen Kaffee trinken, Stille zulassen, sich in die Augen gucken, Vertrauen aufbauen »bis sie auftauen«, einfühlsam sein, sie nicht unterbrechen, die Epithesen gemeinsam anschauen. Ihre Patient*innen wollten meist sehr genau wissen, welche Erfahrungen sie habe und wie lange sie diese Arbeit schon mache. Insgesamt seien diese Treffen immer sehr individuell, so Koskeridou, alle brächten ihre Geschichte mit, die einen wollten reden, andere hätten dieses Bedürfnis zu reden wohl verdrängt und bleiben still. Wichtig sei, dass der*die Patient*in

19 Als ich mit Sofia Koskeridou spreche, weiß ich bereits, dass Alberto für einen ersten Termin schon bei ihr war. Sie erzählt mir, dass sie momentan (zum Zeitpunkt unseres Telefonats) nur einen einzigen cis Mann unter ihren Patient*innen hätte: »Der ist ganz locker, der ist gut mit dem Thema umgegangen, wartet jetzt wegen der Pandemie.« Ich denke, es ist kein Zufall, dass sie (höchstwahrscheinlich) gerade *die* Person als locker bezeichnet, die sich wiederum auch bei mir für ein Interview gemeldet hat.

»den Moment des Erwachens« erlebe, in dem er* sie realisiert, dass sie beide ein »gemeinsames Ziel« hätten, und vor allem, dass Koskeridou nicht als Ärztin oder Chirurgin auf die Genitalien schaue, »dass ich nicht das Genital sehe in *dem* Sinne«, nicht mit einem diagnostizierenden Blick, sondern sie sich aus ästhetischer, »handwerklich-funktionaler Perspektive« für die Anatomie interessiert. Durch das Telefonat mit Koskeridou verstehe ich, dass es vermutlich von Vorteil für das Gelingen meiner Interviews war, dass auch ich nicht mit einem diagnostizierenden oder beurteilenden Interesse an meine Interviewpartner herangetreten bin.

Sympathie

Doch nicht alles ist bezüglich der Vertrauensbildung durch ein bestimmtes Verhalten beeinflussbar. Denn letztlich kann auch Sympathie, also eine eher spontane, unwillkürliche Zuneigung, ausschlaggebend dafür sein, wie wohl sich eine Person in einem Gespräch fühlt, wie viel sie sagen möchte. Als Interviewerin kann ich versuchen, freundlich und respektvoll zu sein, ich kann aber wenig beeinflussen, wie sympathisch oder unsympathisch meine Gesamterscheinung auf mein Gegenüber wirkt. Patrick spricht genau diesen Punkt im Laufe unseres Gesprächs über seinen Penisbruch an:

»[W]eil da Scham, weil das voll das blöde Thema ist, [...] keine Ahnung, wenn du anders drauf gewesen wärest oder anders irgendwie gewirkt hättest, keine Ahnung, ob ich so viel Lust gehabt hätte zu reden. Das machen ja so ganz viele so Momententscheidungen, die jetzt irgendwie so auch getroffen wurden von man trifft sich [...] und geht hierhin und denkt so: ›Will ich reden?‹ Und wie viel hab ich das Gefühl: ›Werde ich irgendwie ernst genommen?‹«

Es kann gut sein, dass mit Patrick, aber auch mit Nathan, ein Großteil der Vertrauensbildung über visuelle und sprachliche Codes stattgefunden hat. Wir schienen in einem ähnlichen Alter, in ähnlichen Lebenswelten, es schien uns jeweils klar, dass bestimmte Wörter genutzt und nicht erklärt werden müssen, Verweise und Andeutungen funktionierten, ohne dass sie komplett ausformuliert werden mussten.

All dies war anders bei den Chatinterviews. Weder wollte ich dort mit seitenlangem Text meinerseits beginnen noch konnten sowohl ich als auch mein Gegenüber über Sympathien und Codes ein Gefühl füreinander bekommen. Auch im bereits erwähnten Handbuchartikel von Madge und O'Connor (2017: 427) heißt es: »Building rapport online, without the usual visual cues used in a face-to-face interview, can be a challenge for the online interviewer.« Dazu zitieren sie Orgad (2005: 55), die ausführt: »Trust, a fragile commodity [...] seems ever more fragile in a disembodied, anonymous and textual setting.« Diese erschwerte Vertrauensbildung im virtuellen Raum sehe ich in Spannung zu dem bereits diskutierten Vorteil, dass gerade das anonyme Setting dazu beiträgt, dass Personen überhaupt reden oder mehr Persön-

liches, Schambehaftetes von sich preisgeben. Vielleicht war also der vermeintliche Nachteil – nämlich das kontextarme Setting – in diesen Fällen die vertrauensbildende Maßnahme schlechthin. In der Retrospektive frage ich mich, ob ich mich diesbezüglich für die Chatinterviews hätte mehr bemühen sollen: Ich legte natürlich meine bisherigen Forschungen und mein aktuelles Forschungsanliegen dar, schickte ihnen aber zum Beispiel weder ein Foto von mir noch genauere Informationen zu meiner Person und meinem Werdegang zu. Auch ließ ich meinen Gesprächspartnern die Fragen, die mich interessierten, nicht vorher zukommen. Vielleicht, weil ich Sorge hatte, sie würden sonst wieder abspringen? Marten gibt im Nachhinein unseres Chatinterviews einen Hinweis darauf, was ihn trotz des kontextarmen Settings hat sicher fühlen lassen: »Ihr professioneller Umgang mit den Gesprächsinhalten bestärkte mich, die Sache ›durchzuziehen‹.« Den von ihm empfundenen »professionellen Umgang« beziehe ich wiederum auf den oben erwähnten »Medizinsprech« und darauf, dass ich andere wissenschaftliche Studien zitiert habe.

Es wurde deutlich, dass unterschiedliche Faktoren den Verlauf der Interviews mit cis Männern zu sensiblen, schambehafteten Themen beeinflussen können. Günstig schien es, viele Informationen zu geben, Dinge direkt an- und auszusprechen, aber auch zwischen Beharrlichkeit und Nicht-zu-nahe-Treten auszuloten sowie sich an die Sprache der Gesprächspartner anzupassen, vor allem, wenn diese einen eher medizinisch-sachlichen Sprachgebrauch vorgaben. Vertrauen(svorschüsse) und Sympathie spielten ebenfalls eine Rolle.

In Bezug auf die Faktoren, die zu einer vertrauensvollen Gesprächsatmosphäre beitragen, kann an dieser Stelle ein Blick zurück in das Unterkapitel 2.4.3 »Wer spricht mit wem?« geworfen und damit gleichzeitig eine Überleitung zum nächsten Abschnitt geknüpft werden. Sowohl in meinem Interviewmaterial als auch in der Studie von Hofstadler und Buchinger zeigte sich, dass für einige der Befragten die (wahrgenommene) geschlechtliche Verortung des Gegenübers eine Rolle spielte. Es hieß zum Beispiel, Männern könne nicht vertraut werden, denn sie würden das Anvertraute nicht für sich behalten und/oder einen vor anderen damit aufziehen, Frauen hingegen seien verschwiegener.

3.4 »Ich mein, Sie als Frau sagen sich: ›Okay, ich habe das nicht, diesen Penis.« – Doing Gender im Interview

In diesem Unterkapitel wird der Fokus auf die Interviews als interaktionistische und damit vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Situation gelegt. Welche methodologischen Überlegungen ergeben sich aus dem Setting »cis Frau interviewt cis Mann zu Genitalverletzungen und -amputationen? Welche Rolle spielte meine eigene geschlechtliche (wahrgenommene wie sozialisierte) Verortung?

»Das Versäumnis, das Geschlecht der forschenden Person(en) im Forschungsprozeß bewußt zu reflektieren, kann zu ›blinden Flecken‹ und zur Reproduktion von Geschlechterstereotypen oder zu einem doppelten Verschwinden des Geschlechts aus der Geschlechterforschung führen: 1. Das Geschlecht des Mannes entschwindet aus der Ebene der ›Forschungsobjekte‹ und 2. das Geschlecht der Frau auf der Ebene der ›forschenden Subjekte‹« (Walter 2000: 108).

Nach West und Zimmerman (1987: 140) ist Geschlecht nicht als eine Rolle, die jemand innehat, oder als Aspekt der Persönlichkeit zu verstehen, sondern als ein Prozess, als wiederkehrendes, kollektives Herstellen in der Interaktion mit anderen. Interviews sind daher von diesem Herstellungsprozess, dem *Doing Gender*, nicht ausgenommen und die Thematisierung der Dimension Geschlecht drängt umso mehr, wenn das Forschungsthema explizit selbst um Geschlecht und Sexualität kreist. Huysamen (2018: 1), die Interviews mit Männern, die für Sex bezahlen, geführt hat, bemerkt dazu: »[W]hen woman researchers engage in research with men about their (hetero)sexual experiences, our positionality becomes more explicitly central.«

Herod (1993: 307) unterscheidet drei Bereiche, die sich in der Forschung zum Zusammenhang von *gender* und *interviewing* geformt haben: erstens die Frage, wie sich die Geschlechtsidentitäten – bzw. das *Doing Gender* – der interviewenden sowie der interviewten Personen auf den Forschungsprozess auswirken, zweitens wie Geschlechterverhältnisse in den Forschungsmethoden und angewendeten Methodologien selbst impliziert sind und diese strukturieren sowie drittens die Frage danach, inwieweit angelerntes, vergeschlechtlichtes Denken die Auswertung des gesammelten Materials lenkt. Im Folgenden geht es hauptsächlich um die erste Frage.

Seit Ende der 1990er Jahre (siehe zum Beispiel Arendell 1997; Lee 1997; Schwalbe und Wolkomir 2001), vermehrt aber auch in den letzten Jahren (siehe zum Beispiel Ward 2016; Lefkowich 2019; Wojnicka 2020) sind Publikationen entstanden, die sich nicht nur mit dem Interview als *gendered situation* befassen, sondern auch gezielt nach den Besonderheiten eines *interviewing men* und speziell auch eines *women interviewing men* fragen. Ich setze diese Arbeiten in den folgenden Abschnitten sowohl miteinander als auch zu meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen in Beziehung.

3.4.1 Wer redet mit wem – und worüber?

Die Analyse einer »methodology in research on men and masculinities performed by female researchers« (Wojnicka 2020: 1) wird von verschiedenen Autor*innen bisher als »not yet sufficiently explored« (ebd.), »undertheorized« (Lefkowich 2019: 2) oder »disappointingly rare« (Lee 1997: 553) bezeichnet. Dem gegenüber stünde die umfangreiche Literatur feministischer Forschung seit den 1980er Jahren über eine Reflexion von *women-to-women-interviews*. Feministische Forscherinnen seien am

einflussreichsten darin gewesen, auf die Bedeutung der eigenen Biographie und geschlechtlichen Verortung für die qualitative Datenerhebung hinzuweisen, so Broom et al. (2009: 52).

Bis heute sind es insbesondere feministische Wissenschaftlerinnen und einige wenige Wissenschaftler, die die Geschlechterkonstellation der empirischen Settings explizit reflektieren. Darunter gibt es Arbeiten, die sich mit dem konkreten Vergleich verschiedener geschlechtlicher Interviewkonstellationen beschäftigen (siehe Padfield und Procter 1996; Gurney 1985; Horn 1997). Im Zuge der feministischen Forschungen der 1980er Jahre wurden für die Erforschung der Lebenswelten von Frauen vor allem die Vorteile einer *gleichgeschlechtlichen* Interviewsituation stark gemacht. Auch in Bezug auf die Erforschung männlicher Lebenswelten und Erfahrungen wird die Frage diskutiert, ob dafür eher männliche oder eher weibliche Interviewende von Vorteil wären. Broom et al. (2009: 62) zum Beispiel meinen, für gleichgeschlechtliche Interviews spreche, dass eine gegenseitige Inszenierung von Männlichkeit (oder auch von Weiblichkeit) im Interviewkontext auch eine gesprächliche Tiefe ermöglichen könne, die sonst vielleicht nicht stattfinden würde.

Einige ältere Studien weisen hingegen bereits darauf hin, dass Interviews mit Männern erfolgreicher verlaufen könnten, wenn sie von Frauen geführt werden (Rubin 1976; Scully 1990). Vor allem zu bestimmten Themen wie zum Beispiel Schwangerschaft sei es für Männer angemessener und weniger bedrohlich, diese mit einer Frau zu besprechen (McKee und O'Brien 1983: 153). Lefkowich (2019: 4) meint (mit Rückgriff auf u.a. Schwalbe und Wolkomir 2003; Williams und Heikes 1993), dass Männer, wenn sie von anderen Männern interviewt werden, eher dazu neigen könnten, sich stereotyp-männlich zu verhalten: »competing for dominance, avoiding emotional reflections, and belittling women in personal anecdotes«. Grenz (2005: 2103) ließ ihren Interviewpartnern – Männer, die für Sex bezahlen – die Wahl und stellte fest, dass keiner von ihnen von einem Mann befragt werden wollte. Viele hätten explizit angegeben, dass sie dieses spezielle Thema lieber mit einer Frau besprechen wollen würden.

Gerade in Bezug auf sensible Themen wie Sexualität, Gewalt oder psychische Krankheiten meinen auch Broom et al. (2009: 52f.), dass worüber und wie Männer im Interview reden grundlegend von der Biographie der forschenden Person, bei der das Geschlecht eine wichtige Rolle spiele, geprägt sein könne. Sie machen dabei deutlich, dass sie diesen Einfluss sowohl als Ressource als auch als begrenzenden Faktor sehen (ebd.: 53). Forscher*innen sollten sich nur darüber bewusst sein, dass unterschiedliche Konstellationen zu unterschiedlichen Daten führen können. Die meisten Autor*innen betonen diesbezüglich auch, dass eine Analyse der Dimension Geschlecht allein der Komplexität nicht gerecht werde und die Forschungsbeziehung vielmehr intersektional betrachtet werden müsse (siehe zum Beispiel Wojnicka 2020; Lee 1993: 109).

Eine weitere Dimension fügt die soziologische Gesundheitsforscherin Brown (2001) mit ihrem Artikel »What Makes Men Talk About Health?« hinzu, in dem sie zwei ihrer Studien miteinander vergleicht. In beiden Studien hat sie Interviews mit Männern zum Thema Gesundheit und Körper geführt, mit dem Unterschied, dass die Teilnehmer der ersten Studie gesund waren, wohingegen die der zweiten Studie zuvor einen Herzinfarkt erlitten hatten. Die Ergebnisse der ersten Studie fasst sie so zusammen: »[T]he men genuinely had little to say because health was a topic to which they gave little or no consideration« (ebd.: 190); es sei nicht leicht gewesen, ein Interview zu führen, das mit der Aussage beginne: »I haven't got much to say because I never go to the doctor« (ebd.). In der zweiten Studie jedoch hätten die Teilnehmer viel detaillierter und länger über ihren Körper und ihre Gesundheit gesprochen. Browns (2001: 187) Argument lautet demnach: »[A] simple gendered dichotomy does not explain, by itself, the complexity of research relationships. Subject matter and the interviewee's perception of the role of the researcher were found to be influential.« In ihrer Studie seien Annahmen über eine *male inexpressiveness* von der ersten Runde der Interviews bestätigt, von der zweiten aber widerlegt worden (ebd.: 192). Auch Schwalbe und Wolkomir (2001: 91) betonen eine differenzierte Betrachtung, indem sie fragen: »Who is asking whom about what?« und Pini (2005: 202) fügt dem noch ein »where?« im Sinne des Kontextes, des Raumes hinzu; ich selbst hatte argumentiert, dass es auch um das Format, das *Wie?* geht. Diese ständige Ausdifferenzierung der Gesprächssituationen macht deutlich, dass mehr betrachtet werden muss als die Dimension Geschlecht.

3.4.2 Kontextualisierung und Essentialisierungsfall

Verschiedene Autor*innen weisen auf einen weiteren Aspekt hin, der bei der qualitativen Männlichkeitenforschung bedacht werden sollte: »If critical studies on men are not developed with an awareness of political context, they are nothing«, so Hearn (2013: 36). Im Sinne eines »whose voice(s) should be heard?« problematisiert auch Lefkowich (2019: 7) die Möglichkeit, dass durch die eigene qualitative Forschung *den* Männern eine Stimme gegeben werden könnte,

»who are negatively labeled in society (e.g., as perpetrators or racists) or who benefit from unearned social privileges [and who] may use their participation in research to solicit empathy, create a redemption or competing victim narrative, and/or justify their views«.

Um zum Beispiel Strukturen wie eine *white supremacy* nicht zu reproduzieren, müssten Forschende Verantwortung übernehmen, sich der Auswirkungen ihrer Ergebnisse bewusst sein und sich immer wieder mit der Frage »who benefits?« ausein-

anderssetzen (ebd.). Auch Pini und Pease (2013: 1f.) stellen in ihrer Einleitung zum Sammelband *Men, Masculinities and Methodologies* klar:

»If the study of men's lives is not linked to wider analyses of gender inequality and is not informed by a commitment to egalitarian gender relations, masculinity studies will become a regressive political project that is more concerned with the liberation of men than gender justice.«

Gleichzeitig könnte eine bloße Fokussierung auf den Einfluss der Dimension Geschlecht dazu führen, dass – auch unbewusst – stereotype Annahmen über Männer und Frauen reproduziert werden. Herod (1993: 313) bemerkt, dass die meisten empirischen Arbeiten, die den Einfluss von Geschlecht auf die Interviewsituation analysieren, dabei essentialistische Konzepte übernommen hätten, ohne zu berücksichtigen, wie andere Ungleichheitsdimensionen die Kategorie Geschlecht mitformen. Inwiefern laufen also auch die Texte von zum Beispiel Schwalbe und Wolkomir und die Reflexionen der anderen hier erwähnten Autor*innen genau in diese Essentialisierungsfalle, wie sehr tut es diese Arbeit selbst?

Gough und Robertson (2009: 233) betonen im Nachwort ihres Sammelbandes zu *Men, Masculinities and Health*, dass der Umgang mit Themen wie Gesundheit, Krankheit und Körperlichkeit nicht zwischen (Geschlechter-)Gruppen variere, sondern zwischen Individuen, und sie fügen gar hinzu: »[It] can vary in the same man at different times and in different locations.« Auffällig bis widersprüchlich ist, dass sich genau solche Differenzierungen oft in Texten finden, die den Blick auf Männer und zum Beispiel Gesundheitsforschung, Medizin, Interviews usw. legen und dann aber vor allem die *Besonderheiten* dieser Kombination betonen. Im Prinzip mache ich das Gleiche: Mein Fokus liegt – qua meiner Zielgruppe – auf Männlichkeiten, auf männlich sozialisierten Personen und deren Umgang, Erleben und Verhalten und ich spreche von »Besonderheiten«. Gleichzeitig betone ich die Heterogenität meiner Interviewpartner, die sich einerseits aus ihren unterschiedlichen Situationen ergibt, andererseits aber auch aus ihrem jeweiligen Umgang damit und wie sie darüber sprechen. Dass die »Besonderheiten« aber eben nicht nur in der Dimension Geschlecht begründet sind, sondern auch im Thema, in der Form der Bearbeitung des Themas, im Setting – dem habe ich versucht mit den anderen Unterkapiteln dieser Prozess- und Methodenreflexion Rechnung zu tragen.

Auch Lohan (2000: 176) reflektiert die Heterogenität ihrer Interviewpartner und hat beobachtet: »I was also responding to this diversity within masculinities through a complex performative spectrum of femininities.« Sie nimmt damit den Fokus vom Verhalten, vom Doing Gender der Interviewten und richtet ihn auf sich selbst. Mit welchen *femininities* habe ich auf die jeweiligen Interviewsituationen reagiert, welche wurden mir zugeschrieben? Die folgenden Abschnitte setzen sich aus der Ana-

lyse der Interviewtranskripte, meiner verfassten Memos und Forschungstagebucheinträge sowie Ausschnitten aus der Forschungsliteratur zusammen.

3.4.3 Sich verstecken

Es ist ein Spätsommertag und ich sitze vor mehreren Professorinnen und einem Professor in einem Raum [einer Universität]. Ich habe soeben mein Dissertationsvorhaben inhaltlich vorgestellt und tapfer einige Nachfragen beantwortet. Das Bewerbungsgespräch für ein Promotionsstipendium neigt sich dem Ende zu und die Atmosphäre ist gerade dabei, sich etwas aufzulockern. Da meldet sich der einzige Professor der Runde – er war bis dahin eher still gewesen – noch einmal abschließend und (vermeintlich) für die ganze Runde sprechend zu Wort: »So, Frau Raboldt, jetzt müssen Sie uns aber noch erzählen, wie Sie nun gerade auf dieses Thema gekommen sind! Das hat ja so direkt jetzt erst einmal nichts mit Ihnen zu tun!«

Noch bevor ich mein Dissertationsprojekt offiziell begonnen hatte, wurde ich als Frau und (somit) mein Forschungsvorhaben als ›Spezialfall‹, der eine Erklärung benötigt, markiert. Um ähnliche Situationen – auf Tagungen oder im Alltag – soll es hier nicht gehen, sie können aber mit Lefkowich (2019: 1) so auf den Punkt gebracht werden: »[B]eing a woman inherently challenges the credibility of my work with men and about masculinities.« Im Folgenden illustriere ich anhand einiger Beispiele, wie ich im Laufe des Forschungsprozesses sowohl dieses ›als Frau wahrgenommen werden‹, meine weibliche Sozialisation als auch meine feministische Verortung unterschiedlich navigierte. Dabei handelt es sich nicht um eine nachträgliche Darstellung meiner zuvor geplanten Strategien, sondern vielmehr um die Ergebnisse einer – situativen oder rückblickenden – Reflexion über mein eigenes Verhalten.

Einer der ersten Stolperer ereignete sich schon beim Verfassen meines Interviewaufrufs: Wie formuliere ich die Anrede? Wie kann bei aller theoretischer Reflexion, politischem und geschlechtertheoretischem Anspruch eine Anrede gewählt werden, ohne diejenigen abzuschrecken, zu irritieren oder nicht zu erreichen, für die diese ganzen Überlegungen und Begrifflichkeiten (vermutlich) gar keine wichtige Rolle spielen? Ich adressierte meinen Aufruf daher schlichtweg an »Männer«, ohne Sternchen, ohne cis, ohne gelesen/sozialisiert o.ä. Des Weiteren entschied ich mich, die Bezeichnung Gender Studies bzw. geschlechtertheoretische Perspektive im Aufruf zu vermeiden, da ich vermutete, sie könnte potentielle Gesprächspartner abschrecken, stattdessen schrieb ich »für eine wissenschaftliche Arbeit«. Als ich den Aufruf mit meinem Namen unterschrieb, zögerte ich erneut. Schließlich schrieb ich »M. Raboldt«, weil es mir das Gefühl gab, zumindest zunächst ›als Frau unerkannt‹ bleiben zu können.²⁰

20 Dass dies für die Gespräche auch von Vorteil sein könnte, war mir zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar.

Butera (2006: 1273) berichtet von einer ähnlichen Reflexionsschleife in Bezug auf ihren Aufruf für eine qualitative Interviewstudie mit Männern zum Thema Freundschaft, denn sie fragt sich: »Could it be that men are battle weary of feminist research?« Auch sie machte sich daher über die Formulierung ihres Aufrufs Gedanken:

»I attempted to counter this in the early stages of my recruitment by being careful not to use any wording in my advertisements that even hinted at taking a feminist standpoint. However, I acknowledge that my plain language statement's heading may have put some men off. It read, ›Friendship: Do gender and age have an impact?‹ Perhaps, because I made gender explicit in my plain language statement, some of my refusals were out of fear that the research might be used to fuel (perceived) claims that females are superior in matters of friendship practice. I was having a candid conversation with a nonacademic male colleague about this, and he immediately agreed that this would definitely put him off from participating in research« (ebd.: 1274).

Dass ich den Anspruch habe, aus einer feministischen Perspektive heraus zu analysieren und mich in den Gender Studies verorte, verschwieg ich nicht im Aufruf, sondern trug ich meist auch weder im Gespräch mit Urologen oder dem Männerberater noch in einer meiner unzähligen Anfragen per E-Mail offensiv vor mir her. Zu unwägbare schien mir das Risiko, wegen der weit verbreiteten antifeministischen Einstellungen und einem Anti-Genderismus (siehe Hark und Villa 2015) potentielle Interviewpartner und wichtige Kontakte zu verlieren oder Informationen nicht zu erhalten. Aber wo liegt die Grenze? ›Verrate‹ ich mich nicht vielleicht schon durch eine geschlechtersensible Wortwahl, durch ein * in einer E-Mail? Ich erinnere mich, dass Alberto im Interview zum Beispiel von »Transsexuellen« sprach und ich dies teilweise einfach übernahm, um ihn nicht zu irritieren oder zu verunsichern, statt andere, mir passendere Begriffe zu gebrauchen. Aus demselben Grund habe ich oftmals im pseudo-generischen Maskulinum gesprochen. Mit der Formulierung des Aufrufs und meiner Wortwahl in den Gesprächen habe ich mich also schon zu Beginn an mein Feld – bzw. an das, was meine Vorannahmen darüber waren – angepasst. Aber was transportiere ich durch meine Kleidung, mein Auftreten? In meinem Forschungstagebuch steht tatsächlich:

Eigentlich denke ich schon länger, dass ich meine Haare lieber wieder kurz tragen möchte, aber irgendwie denke ich gerade: Eine Diss in den Gender Studies, zu diesem Thema, da kann ich jetzt nicht auch noch mit einem Kurzhaarschnitt daherkommen! Auf diese Schublade habe ich gerade wirklich keine Lust...

Wojnicka (2020: 1) berichtet, dass einer ihrer Interviewpartner auf Grundlage ihres Aussehens sagte: »I am not entirely sure what your intentions are, [...], and only while looking at you: your skirt, your shoes, I'm pretty sure you are not a dyke fe-

minist.« Arendell (1997: 349) führte mit geschiedenen Vätern Interviews, in denen immer wieder die Phrase »those feminists« auftauchte, und in zwei Fällen wurden die Interviews vorher wieder abgesagt, da die potentiellen Teilnehmer vermuteten: »You might be one of those feminists.« Auch ich hatte das Gefühl, einen Teil meiner Einstellungen – zumindest zunächst, für ein erstes Herantasten – besser nicht zu zeigen.²¹

3.4.4 Doing sameness

Anders war es bei den Treffen mit Patrick und Nathan: Ich hatte nicht das Gefühl, dass ich mich »verstecken« müsste. Wie bereits erwähnt, schien der Austausch bestimmter Phrasen und Codes eher vertrauensbildend zu sein. Nathan lebt offen schwul, ich kannte sein Theaterstück, in dem es sowohl um Sexparties und Grindr-Dates als auch um Verletzlichkeit, Unsicherheiten und Ängste ging. Die Verbindung war über einen gemeinsamen Bekannten/Freund zustande gekommen und wir trafen uns im Wohnzimmer meiner Wohngemeinschaft; die Wohnung ist großzügig mit politischen Statements dekoriert. Gleichzeitig bleibt aber auch hier die Frage, inwiefern meine Verortung auch begrenzend gewesen sein könnte: Wie hätte Nathan mit einem schwulen Mann gesprochen?

Patrick warf noch während meiner einleitenden Worte über mein Projekt bereits ein, dass er mit trans Personen besser reden könne, denn da gebe es »ein anderes Denken über auch, was, wie Körper existieren können«. Er sprach von einem Privilegienkissen, auf dem er ruhe, von seinem normalen cis Körper und seiner able-bodiedness, von offenen und seriell-monogamen Beziehungen, cis Männern, Konsenssex, non-straight sex, kinks, queer, von awareness und er verglich das Sprechen über seinen Penisbruch mit dem Todestabu, also mit Verweis auf Freud. Ich nahm all diese Vertrauens- und Nähe-Angebote in Form sprachlicher Codes an und kalibrierte meine eigene Wortwahl entsprechend. Der Gesprächsverlauf mit Patrick ließe sich auch so beschreiben, dass er durchaus bemüht schien, sich mir gegenüber zu verorten – als feministisch, als jemand, der nicht »solche Männerfreundschaften« hat, weil die »eh das Schlimmste« seien; als jemand, der gleichzeitig auch sieht, wie problematisch es sein kann, wenn Männer sich als feministisch bezeichnen und das nur ein Lippenbekenntnis bleibt; als jemand, der sich stark reflektiert, hinterfragt,

21 Das Absurdeste, das ich in ethnographischer Literatur zum Feldeinstieg gelesen habe, findet sich im viel zitierten Text »Die Angst des Forschers vor dem Feld« von Rolf Lindner (1981: 53): »So gewinnt die Kontaktphase den Charakter eines Flirts (liebenswürdig sein), um zur Penetration zu gelangen (Der Feldbeobachter dringt in den Lebensraum einer Gruppe von Menschen ein, die ihn in irgendeiner Weise akzeptieren müssen.« Weidmann 1974, S 12).« Ich lasse dies unkommentiert hier stehen.

auch als Mann. Ein Zitat von der Soziologin Holmgren (2013: 94) passt sehr gut zu dem, wie ich das Gespräch mit Patrick wahrgenommen habe:

»Using theoretical knowledge to tell the researcher something about yourself offers several layers of interpretation. One of these is that the namedropping of books and scholars, and the preference for theoretical perspectives and concepts over personal narratives can be understood as a way of doing sameness. There is an element of constructing the researcher and her expectations to this, notions of what she would be interested to hear. In another way, the use of theoretical knowledge can be interpreted as a way of doing masculinity. [...] For instance, several interviewees made use of their knowledge in feminist theory to tell me something about themselves, sometimes by taking an outside position and analysing their own experiences and narratives in a gender theory framework.«

Auch Jonas reflektiert, wie ich ihn aus meiner (vermutet feministischen) Perspektive wahrnehme. Das heißt, auch er machte wiederum Annahmen über mich – wahrscheinlich, weil ihn der Aufruf vermittelt über eine Freundin von mir erreicht hatte. Als er zum Beispiel seine Computernerd-Community aus den 1990er Jahren als »misogynistischen Haufen« bezeichnet, bemerkt er gleichzeitig, dass er auch aufpassen müssen, »da nicht sozusagen zurückzuprojizieren«, da sich sein »Bild von Feminismus und Gleichberechtigung« erst in den letzten

»zehn Jahren vielleicht wirklich doll entwickelt hat und sich da, glaube ich, auch noch mal mein Selbstbild sehr gewandelt hat. So: Was bedeutet das eigentlich, Mann zu sein und dieses ganze Privilegienthema und so. Das war mir, glaube ich, bevor ich mich angefangen habe überhaupt gedanklich damit zu beschäftigen, ist einem das, glaube ich, nicht klar.«

Er meint auch, dass der »gesamtgesellschaftliche Stand der Diskussion [...] dem Diskurs in der Wissenschaft und in progressiven Zirkeln doch noch ganz schön hinterher[hinkt]«.

3.4.5 Compliance for the sake of the project

Obwohl Sätze wie dieser durchaus als Gesprächs- und Diskussionsangebot, zum Beispiel zur gesellschaftlichen Position der Gender Studies, funktioniert hätten, bin ich inhaltlich auf solche und weitere Bemerkungen nicht eingegangen. Ich ließ in den Gesprächen Gesagtes oft eher »einfach so stehen« und sah über Äußerungen hinweg, die ich normalerweise kommentiert oder ihnen gar widersprochen hätte. Solche Situationen gab es insbesondere in den Gesprächen mit den Informant*innen (mit dem Urologen, dem Männerberater, dem Feldweibel oder eben in Bewerbungssituationen). Wojnicka (2020: 4) bemerkt dazu:

»[F]or the sake of the project and the greater cause, I decided to be more compliant than reactionary, also taking into account the fact that lecturing research participants during interviews, pointing out their misconceptions can be deeply patronizing, and my task as a researcher is not to confront them immediately but rather through critical analysis of the whole material.«

Einerseits wolle sie als Feministin patriarchale Geschlechterdynamiken nicht reproduzieren, andererseits könnten harsche Reaktionen auf sexistische Kommentare dazu führen, dass die Interviewten nicht mehr weiterreden möchten. Über diese Dynamik – oder auch: Strategie – der *compliance* wird in den meisten Texten, die ein *women interviewing men* reflektieren, berichtet. Auch Lefkowich (2019: 5) zum Beispiel habe in ihren Interviews längere Episoden des *mansplaining* zugelassen, weil sie erkannt hätte, dass dies zuträglich für die Interviewatmosphäre war: »This dynamic also affords men a sense of pride in their participation and ability to help me with my project.«

Aber wie weit kann und soll diese *compliance for the sake of the project* gehen? Ein weiterer Aspekt, um den sich die Forschungsliteratur zu einem *women interviewing men* dreht, ist das objektifizierende, sexistische (Flirt-)Verhalten gegenüber den weiblichen Forschenden (Lefkowich 2019: 4). Verschiedene Autorinnen thematisieren solche Erfahrungen in Artikeln. Das folgende Memo habe ich beim Exzerpieren der hier zitierten Texte geschrieben:

Obwohl ich die von Lefkowich und Co beschriebenen, unangenehmen Gesprächssituationen mit mir nicht bis kaum bekannten, nicht-schwulen Männern, die mir ein für mich unangebrachtes Verhalten entgegenbringen (das gern euphemistisch als ›Flirten‹ gelabelt wird), gut kenne, habe ich das mit meinen Interviewpartnern kaum erlebt. Wenn ich beginne darüber nachzudenken, warum das so sein könnte, drängt sich mir die Frage auf, inwiefern dies mit der konkreten Situation meiner Interviewpartner zu tun haben könnte: Die Gespräche kommen ja zu Stande, weil diese Männer einen Teil ihrer Genitalien verletzt oder verloren hatten, es also genau um den Aspekt geht, der sie – in einer heteronormativen und genitalfixierten Logik – für mich überhaupt ›interessant‹ machen könnte, sich ein Flirten also nicht ›lohnend‹ würde bzw. mindestens schräg wäre... Oder ist das zu weit hergeholt?

Lefkowichs Ausführungen dazu schienen mir aber insofern interessant, als dass sie noch einmal eine unerwartete Verbindung zur von mir bereits herausgearbeiteten vertrauensvollen Atmosphäre schlagen: Neben den Darstellungen von Beispielen des *flirtatious behaviour* aus ihrer eigenen Forschung nennt Lefkowich (2019: 4) auch einige mögliche Erklärungen für dieses Verhalten: Unter anderem könne das Kreieren einer hypersexualisierten, (vermeintlich) romantischen Situation für manche Männer ein Weg sein, eine Atmosphäre zu schaffen, in der es ihnen leichter falle, persönliche Dinge zu teilen. Denn viele, gerade ältere (und vor allem

heterosexuelle) Männer hätten außerhalb ihrer romantischen Paarbeziehung keine bis wenige enge Kontakte, mit denen sie persönliche Themen besprechen würden. Für diese Männer sei es demnach ungewohnt bis beängstigend, persönliche Dinge in einem professionellen Setting zu teilen. Schwalbe und Wolkomir (2001: 94) wiederum interpretieren eine Sexualisierung der Interviewsituation als ein Versuch, die Kontrolle über die Situation zu behalten.

So interessant mir Lefkowichs Erklärungsversuch scheint, so sehr drängt sich doch weiterhin die Frage auf, bis wohin ein bestimmtes (»Flirt-«-)Verhalten tolerierbar und ab wann es übergriffig ist. Dies ist individuell unterschiedlich und gleichzeitig kann die Grenze nicht immer in der jeweiligen Situation sofort erkannt werden. Wie lange eine *compliance for the sake of the project* trotz grenzüberschreitendem Verhalten anhalten kann, zeigt der Text »Only if she is sexy«: An autoethnography of female researcher-male participants relations« von Yassour-Borochowitz (2012), den sie erst zehn Jahre nach den verstörenden Erlebnissen während ihrer Dissertation geschrieben und veröffentlicht hat. Bei der Lektüre solcher Texte – auch Grenz beschreibt eindrücklich, was sie während ihrer Interviewstudie mit Männern, die für Sex bezahlen, erlebt hat – wurde mir klar, dass ich diese Forschungen nie hätte durchführen können, dass ich das nicht ausgehalten hätte. Die Frage danach, wer was überhaupt beforschen kann bzw. unter welchen unterschiedlichen Bedingungen Forschung stattfindet, reflektiert Thurnell-Read (2016: 35f.), der Feldforschungen bei der Feuerwehr, in Junggesellenabschiedsgruppen und einem Interessenverband von »Bierfreunden« durchgeführt hat:

»Something I have come to recognise and acknowledge is that my ability to conduct fieldwork in such settings, being as they are male-oriented drinking spaces, is based on privilege of white male embodiment [...], that means I do not feel out of place, or »at risk« [...] in such spaces.«

Wie im Kapitel zum Feldeinstieg beschrieben, hatte ich aufgrund des Verlaufs der E-Mail-Kommunikation beschlossen, zu einem potentiellen Interviewpartner nicht nach Hause zu fahren, was dazu führte, dass das Interview überhaupt nicht stattfand. Auch in Bezug auf Jonas, Alberto, Marten und Hermann war es mir – wenn ich ehrlich darüber nachdenke – in dieser Hinsicht lieber, die Interviews per Chat oder Videocall stattfinden zu lassen, zumal auch klar war, dass der öffentliche Raum wie zum Beispiel ein Café kein passender Ort für die Gespräche gewesen wäre, wir uns also wahrscheinlich bei ihnen zu Hause getroffen hätten.²² Auf die Tatsache, dass die Sicherheit der Forscherin auch in der Forschungsliteratur immer wieder

22 Das heißt nicht, dass ich meine Interviewpartner als unangenehm oder bedrohlich empfunden habe; es geht dabei einzig um die Unwägbarkeiten im Vorhinein.

erwähnt wird, wendet Lefkowich (2019: 6) ein, dass der bloße Fokus auf die physische Sicherheit der Forscherin eine Opfer-Täter-Binarität bediene, statt den Raum für Diskussionen zu eröffnen, die die *self-care* und *resilience* der Forscherinnen thematisierten: »Presently, there are very few reflections in the literature about how women cope with and endure difficult situations in fieldwork.«

Dieses Dilemma zwischen der *compliance for the sake of the project* einerseits und dem eigenen Anspruch und am Ende auch dem Selbstschutz andererseits, fasst Huysamen (2018: 2) so zusammen: »[It] highlights the contradictions involved in conducting feminist research with men, suggesting that, as woman researchers interviewing men, we might find ourselves performing the very discourses we try to resist through our work.« Dazu passt ein weiterer Aspekt, der sowohl in der Interpretationsarbeit der Transkripte als auch öfter in der Literatur auftaucht.

»Weibliches Zuhörmedium«

Unter der Zwischenüberschrift »Beharrlichkeit und Taktgefühl« hatte ich bereits erwähnt, dass in unterschiedlichen Colloquien und Gruppen, mit denen ich die Transkripte besprach, meine Rolle als die einer »Sexualtherapeutin« oder »Beratungsperson« wahrgenommen wurde: In einigen Interviewsituationen, zum Beispiel wenn suizidale Gedanken geäußert wurden, hätte ich meine Interviewpartner aus einer persönlichen Betroffenheit wieder herausgeholt, indem ich »auf die Systemebene« gegangen sei – ich hätte da generell einiges an »emotionaler Arbeit« geleistet. Neben diesen Interpretationen der anderen stand meine von mir selbst empfundene Erschöpfung nach und mit den Interviews. Es brauchte eine Weile, bis ich die Verbindung zwischen beidem sehen konnte. Ich hatte die Rolle der zurückhaltenden, aufmerksamen Zuhörerin komplett angenommen, denn in der Logik meiner Forschungen war es ja sehr wünschenswert, dass zum Beispiel Alberto oder Patrick zwei Stunden lang redeten, ohne dass ich viel zu Wort kam, dass Marten das Interview nutzte, um »ein Gegenüber« für etwas zu haben, worüber er »sonst mit niemandem« sprach.

Reflexionen darüber finden sich auch an vielen Stellen in der Forschungsliteratur: Huysamen (2018: 2f.), die Interviews mit Männern führte, die für Sex Geld bezahlen, schreibt:

»I reflected upon how the combination of feeling that I held my participants' deepest secrets in my hands and wanting to be the ›good‹ researcher led me to treat my participants with extra care, asking questions in non-threatening ways, and avoiding responding to them in ways that might have made them feel uncomfortable.«

Und auch Arendell (1997: 356) reflektiert:

»I was the token nurturing, caretaking woman, carefully listening to and prompting their stories and encouraging the expression of feelings. I listened attentively, occasionally nodding my head in a supportive gesture, doing the ›work women do‹ in conversations with men (Fishman 1978).«

Hofstadler und Buchinger (2001: 31f.) formulieren es so:

»Andere [Interviewpartner] wiederum lösten Mitleid und sogar mütterliche Gefühle in uns aus. [...] Der Impuls zu helfen, war die erste Reaktion. Ärger die zweite. Der Ärger bezog sich zum einen auf diese erwachsenen Männer, die sich als unselbstständig und hilflos präsentierten. Zum anderen ärgerten wir uns aber über uns selber, da wir ›typisch weiblich‹ reagierten.«

Ich stehe diesen Reflexionen ambivalent gegenüber: Einerseits war es sicherlich eine Form von *compliance*, dass ich zum Beispiel nichts gesagt habe, wenn es mir eigentlich zu viel wurde und ich eine Pause gebraucht hätte. Ich habe nichts gesagt, wenn ich verärgert war, zum Beispiel als Hermann fast eine Stunde zu spät zum Chatinterview kam, oder wenn ich unterbrochen wurde. Ich habe nicht gesagt, wie ich mich fühle und ob ich anderer Meinung bin. Nach Lefkowich (2019: 4) kann eine bestimmte *gender performance* auch eine ausschlaggebende Interviewstrategie sein: »Leaning into dominant feminine norms (e.g., nurturance, patience, compassion, passivity, heterosexuality) may grant some men permission to participate in traditionally feminized activities like talking or expressing emotions.« Andererseits ist es generell mein persönlicher Anspruch, einem Gegenüber aufmerksam zuzuhören, respektvoll zu sein, nicht (vorschnell) zu urteilen. Gerade in einer Situation wie einem wissenschaftlichen Interview möchte ich mich und meine eigenen Ansichten eher zurückhalten, ich würde das umgekehrt als Befragte auch erwarten.

Dennoch: Ich habe mich beim Lesen der Texte von zum Beispiel Arendell, Lefkowich und Hofstadler und Buchinger etwas ›ertappt‹ gefühlt. Und auch von der Interpretationsgruppe wurde mir gespiegelt, dass ich als »weibliches Zuhörmedium« fungiert hätte und auch noch bei der Verschriftlichung meiner Ergebnisse und Interpretationen dazu neigen würde, meine Interviewpartner eher »beschützen« und »schonen« zu wollen. Ich hadere tatsächlich oft, direkte Zitate meiner Interviewpartner auszuführen, weil ich oftmals das Gefühl habe, sie ›vorzuführen‹ bzw. zu hintergehen, da ich etwas ›ausplaudere‹, was sie ›nur mir‹ gesagt haben. Dass persönliche und intime Ansichten und Erlebnisse anderer Menschen für mich Daten sind, die ich auswerte, interpretiere und vorführe, und dass ich damit in Form von Texten ein Wissen über sie produziere – epistemische Gewalt ausübe –, bereitet mir somit ein schlechtes Gewissen, gehört aber zu den unvermeidlichen Kehrseiten des wissenschaftlichen empirischen Arbeitens. Eine weiterführende Frage wäre, ob und inwiefern mir die Interpretation und das ›vorführende Schreiben‹ von ›ungebroche-

ner Männlichkeit« leichter gefallen wäre. Empfinde ich mehr Nähe und Empathie für verletzte, verunsicherte cis Männer?

3.4.6 Blickrichtungen, Macht und Ressourcen

Eng verknüpft mit der von der forschenden Person ausgehenden epistemischen Gewalt ist die Frage nach dem Machtverhältnis innerhalb der Interviewsituation. In Bezug auf die Ansicht aus der feministischen Forschung, dass die forschende Person gegenüber den Teilnehmenden entweder auf Augenhöhe oder in der machtvolleren Position sei, bemerkt Grenz (2005: 2092), dass sich diese Sichtweise vor allem auf die Erforschung der Lebenswelten von marginalisierten Personen beziehe. »As a female interviewer speaking to male interviewees I could not relate to these theories«, so Grenz (2009: 59). Die Machtbeziehungen seien viel komplexer: »[P]ower operates as a fluid process that is not possessed by anybody« (Grenz 2005: 2091f.; auch Pini 2005: 203).

In der Tat scheinen die Verhältnisse eines *women interviewing men* komplexer zu sein. Die Situation, dass eine Forscherin als Subjekt Männer(körper) und Männlichkeiten analysiert, diese damit in den Objektstatus schiebt, kehrt den *male gaze*, kehrt historisch gewachsene Selbstverständlichkeiten um. Noch einmal Grenz (2005: 2097): »[W]hen a woman interviews a man about his sexuality, the heteronormative position of the male ›looker‹ and the female ›looked-at‹ is subverted, placing women in a position of power that threatens traditional gendered power relations.« Hess (1997: 9) schreibt über »weibliche Schreibstrategien zur Darstellung männlicher Körper« in der Literatur und meint, dass

»sowohl die Rede der Frau über den Mann als auch der weibliche Blick auf den Mann tabuisiert [wird]. Frauen sind traditionellerweise im Patriarchat nicht die Definierenden, sondern die Definierten, nicht die Sprechenden, sondern die Besprochenen. [...] Die Frau schreibt über den Mann als Objekt über das Subjekt, als uneigentliches Geschlecht über das eigentliche, als ›andere‹ über den Mann als Menschen.«

Vor diesem Hintergrund könnte auch das, was ich im vorigen Kapitel zur compliance zusammengetragen habe, neu kontextualisiert und bewertet werden: Bei der Beforschung von Männlichkeiten und Männern hat das *weibliche Zuhörmedium* eine eigene Agenda. Ich höre aufmerksam zu, *weil ich ein wissenschaftliches Interesse habe*, ich setze meine geschlechtliche Sozialisation und viele der Zuschreibungen, die damit einhergehen, strategisch ein, *um ein wissenschaftliches Ziel zu erreichen*. Ich mache mir ein Männer-reden-lieber-mit-Frauen, weil diese vertrauensvoller und ›weniger bedrohlich‹ seien, einen nicht auslachen und besser zuhören könnten, zu Nutzen und verhalte mich entsprechend (zurückhaltend, verständnisvoll, aufmerksam).

Auch Grenz (2005: 2106) wendet es für sich so und resümiert: »I challenged them, because my listening had an intention of its own. I made them my research ›objects‹.« Ihr Ziel sei nicht gewesen, ihre Interviewpartner ändern oder kritisieren zu wollen, sondern die Diskurse, die sie produzieren, zu beforschen und somit eine viel größere Wirkung zu erzielen. Lohan (2000: 167) fasst dieses spezifische Forschungsvorhaben so zusammen: »Studies of masculinity confront patriarchy by presenting a mirror to the male gaze. [...] The objective of opening up diversity in men's lives is to break down the very opposition between male and female on which patriarchy relies.«

Spott als Mechanismus der Macht

Ich denke, in diesem Kontext – der Umkehrung des *male gaze*, das Ins-Wanken-Bringen patriarchaler Selbstverständlichkeiten – müssen auch die Reaktionen auf mein Dissertationsprojekt gesehen werden. Einerseits wurde mir gegenüber immer wieder bekräftigt, wie wichtig es sei, dass »dieses Thema« bearbeitet würde. Andererseits gab es auch Reaktionen, wie ich sie beispielhaft im einleitenden Memo beschrieben habe. »Das Thema« schien erklärungsbedürftig, in Gesprächen und Besprechungen darüber wurde gewitzelt, immer wieder konnten sich hier und da plumpe Wortwitze nicht verkniffen werden. So hilfreich es für mich manchmal war, gewisse Spannungen oder Frust in verschiedenen Besprechungssituationen über Humor zu kanalisieren, so verunsichert und verärgert war ich manchmal über den Eindruck, mein Vorhaben wird von anderen – und ehrlicherweise auch von mir, wenn ich mit einsteige – teilweise belächelt, nicht ganz ernst genommen. Ich frage mich, inwiefern dies als ein Mechanismus gesehen werden kann, mittels dem Themen durch Belächeln, Spott, Ins-Lächerliche-Ziehen ihrer Ernsthaftigkeit beraubt und patriarchale Strukturen eher geschützt werden.

Denn es sind hier eben nicht hegemoniale Männlichkeiten, die belächelt und nicht ernst genommen werden, sondern jene, die aus dieser Logik herausfallen: meine Interviewpartner – und ich, die diese beforscht. Die bereits zitierte Epithetikerin Koskeridou berichtete in unserem Telefonat – ohne dass ich sie explizit danach gefragt hätte – von ähnlichen Erfahrungen. Oft witzelten die Leute, wenn sie hörten, dass sie Penis-Hoden-Epithesen herstellt, oder wenn sie diese zu Gesicht bekämen. Koskeridou selbst habe kein Problem offen über ihre Arbeit zu sprechen und tut dies zum Beispiel auch in Form von Vorträgen. Dabei sei sie von einem cis Mann schon einmal gefragt worden, wie sie sich als »Schwanzbauerin« so fühle, was sie als sehr provozierend, verspottend und abfällig wahrgenommen hätte. Vor allem nach öffentlichen Auftritten bekäme sie E-Mails, in denen zum Beispiel rhetorisch gefragt wird, wie »krank« man denn sein müsse, so etwas zu machen. »Es gibt böse Zungen«, so Koskeridou. In Bezug auf die von ihr hergestellten Brust- oder Gesichtsepithesen würde sie nie solche gehässigen Fragen oder verachtenden Bemerkungen bekommen. Warum lachen die Leute, wenn sie eine Penis-Hoden-

Epithese sehen, nicht aber bei einer Brustepithese? Auch hinter ersteren stehe ein Verlust und eine Leidensgeschichte.

Die Kombination aus Tabu, Witz/Spott und patriarchalen Macht- und Gewaltstrukturen steht im Grunde auch hinter der weiter oben erwähnten Sorge meiner Interviewpartner, sich jemandem anzuvertrauen und dann *ausgelacht* und *nicht ernst genommen* zu werden. Gleichzeitig witzeln und lachen aber auch sie in den Interviews immer wieder – als würden sie sich selbst lieber nicht ernst nehmen wollen.

It's about unspoken pain!

Ich möchte hier noch auf einen weiteren Aspekt des *women interviewing men* eingehen – genauer gesagt auf eine weitere Dimension dessen, als weiblich sozialisierte und gelesene Person zu Männlichkeit und Körperlichkeiten, über penis- und potenzzentrierte Sexualität, über ›angeknackste Männlichkeit‹ zu lesen, schreiben, forschen. Im Sinne der Reflexiven Grounded Theory (RGTM) nach Breuer et al. (2019: 118) sollen für

»die bei der Auseinandersetzung mit dem Thema, dem Feld und den interaktiven Kontakten und Gesprächen mit seinen Mitgliedern zustande kommenden Resonanzen am eigenen Forscherkörper (Affekte, Bewertungen, Gestimmtheiten, Assoziationen etc.) [...] Achtsamkeit und Aufmerksamkeit aufgewendet werden«.

Auch soll diesen Resonanzen ein »epistemologisch und methodologisch reflektierter Platz« (ebd.: 12) eingeräumt werden. Nachdem ich in den vorherigen Unterkapiteln mein Verhalten in Bezug auf die Datenerhebung und mit meinen Interviewpartnern in die Reflexion einbezogen habe, gehe ich im Folgenden auf die *Resonanzen am Forscherinnenkörper* ein: Was hat das *mit mir* gemacht?²³

Eine Verdichtung der Beantwortung dieser Frage findet sich in einem längeren Eintrag in mein Forschungstagebuch im Sommer 2021, den ich hier offenlegen möchte. Breuer et al. (2019: 169) nennen das Schreiben von Memos und im Forschungstagebuch ein »informelles Schreiben [...] ohne Geländer«. Der folgende, geländerlose Eintrag ist persönlich, er ist mir peinlich, ich mache mich dadurch verletzlich – und er knüpft an die oben diskutierte Frage an, wer unter welchen Bedingungen welche Themen bearbeiten kann, wie akademische Tätigkeiten mit biographischen Ereignissen und Gewordenheiten verstrickt sind. Die Beschäftigung mit bestimmten Themen kann unterschiedlich positionierten Personen unterschiedlich viel emotionale Ressourcen kosten. Damit gehört der folgende Abschnitt zum bigger

23 Breuer et al. (2019: 117f.) schreiben, dass mit diesem Vorgehen »an der Demarkationslinie von Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft operiert« werde, was »existenzielle Risiken für Forschende« berge, »von der Verletzbarkeit der eigenen persönlichen Sphäre bis hin zum Hinauswurf aus der etablierten Academia«. Ich bin mir dieser Risiken also bewusst.

picture meines Forschungsprozesses, der nicht außerhalb von Macht- und Gewaltstrukturen stattfinden kann.

Ein längerer Forschungstagebucheintrag

Irgendwie läuft das Fass gerade über... Ich kann nur noch schwer rekonstruieren, warum ich diese Arbeit zu diesem Thema angefangen habe, zumindest emotional. Was habe ich mir dabei gedacht? Es ist eigentlich viel zu viel, sich über mehrere Jahre mit Männlichkeiten, Penis/Phallus und Verlust zu beschäftigen. Es braut sich alles zusammen... Die ganzen blöden Erfahrungen in Kindheit und Jugend mit Jungs und Männern, Übergriffigkeiten jeglicher Art, ob impulsiv oder subtil, fortlaufend diese ganzen älteren Männer, die sich 'n bisschen zu doll interessieren, unangemessen verhalten, dadurch verunsichern und lähmen; ständig irgendwo hinpissende Typen, grölende Gruppen, unterbrechende und/oder rededominante Theorie-Dudes in Seminaren; sich oft unsicher fühlen in eigentlich normalen Situationen, beim Reisen, Nacktsein, mit Ärzten, mit Professoren, in Taxis, bei Arbeits-treffen, in der Sauna... Das Abarbeiten an blöden Dynamiken in Beziehungen mit Freunden und Mitbewohnern, das Handeln von (ungewolltem) männlichem Begehren, das immer wieder Klarkommen mit Projektionen auf bzw. Objektifizierungen meines Körpers, völlig an meinem Selbst und mir vorbei. Dann solche Dinge der letzten Jahre wie die Kameras auf Dixie-Klos bei Festivals, daraufhin die Beschäftigung mit der ganzen spy-technology, einschlägigen Porno-Online-Plattformen und der Ökonomie dahinter, Kinderpornographie, all die Missbrauchserfahrungen in meinem nächsten Umfeld vom Kindergarten bis heute, übergriffige und/oder schlagende Väter/Männer, und die Spitze des Ganzen: jetzt die sehr konkrete Beschäftigung mit Feminiziden! So unterschiedlich die einzelnen Situationen und Phänomene auch sein mögen: Ich sehe nur noch Verbindungen und ein großes Ganzes. Ich denke, dass von mir erwartet wird, dass ich differenziere, aber manchmal ist da nur die Wut über das Abarbeiten an bestimmten Männlichkeiten, über (nicht nur) sexistische Strukturen, die die Gesellschaft so umfassend durchziehen, über die Gewalt, das Entitlement-Denken, den Zugriff auf andere Körper, Grenzüberschreitungen, das gedankenlose Nichtbewusstsein über das ›Privilegienkissen‹, wie Patrick es genannt hatte... Das Schlimme: Man kann sich dem nicht entziehen, es gibt praktisch kein Außen. Irgendwie kann ich nicht sagen: »Mein Diss-Thema nervt mich, ich leg's mal ein paar Wochen beiseite.« Wie eine Freundin neulich sagte: »Es gibt keinen Pausenraum vom Patriarchat, in dem man mal verschnaufen kann!«

Es fällt mir dann schwer, noch Lust und Energie aufzubringen, um darüber zu lesen, denken, schreiben, wie sich jemand mit ›Potenzproblemen‹ fühlt. Oder die nötige Empathie für jemanden aufzubringen, der mit fast 40 Jahren zum ersten Mal merkt, dass Sex auch was mit (ungewolltem) Schmerz, Unsicherheiten und einem Sich-nicht-gut-Fühlen zu tun haben kann, dass man sich in seinem Körper aufgrund von Blicken anderer nicht wohl und entblößt fühlen kann, so sehr, dass man dadurch sein eigenes Verhalten ändert, sich einschränkt, sich schlecht fühlt. Die übergeordnete Frage lautet also irgendwie: Wie kann in einer patriarchalen/sexistischen Gesellschaft als weiblich sozialisierte und wahrgenommene Person empathisch und fruchtbar zu Männlichkeiten geforscht werden?

Nochmal: Was hab ich mir dabei gedacht? Warum der Verlust des Penis? In einem der Gespräche mit meiner Therapeutin ging es grob mal in die Richtung: unverarbeiteter

Verlust des Vaters (durch Trennung). Naja, möglich. Eine meiner eigenen Vermutungen war mal: Ich verhandle meinen Penisneid – bzw. weniger aufgeladen: meinen ab und an aufkommenden Wunsch einen Penis zu haben – über diese Themenwahl und meine Interviewpartner. Naja, möglich. Ich muss auch an das Gespräch mit einer anderen Wissenschaftlerin denken, da ging es weniger um den Wunsch nach einem Penis, sondern nach einem Phallus, also nach Macht, Kompetenz, Handlungsfähigkeit und Wirksamkeit in dieser Gesellschaft, nach Gehört-, Gesehen- und Ernst-genommen-Werden, nach Privilegien. Auch möglich! Irgendwann kippten für mich diese Interpretationen – sehr platt formuliert – eher in Richtung: fed-up-sein mit Männlichkeit bzw. Männern und daher das Interesse an »entmännlichter Männlichkeit« und dem Suchen und Finden von »anderer«, verletzlicher/verletzter, potenzieller Männlichkeit. Möglich!

Viel eindrücklicher scheinen mir aber die Verquickungen auf abstrakterer Ebene: Wie sehr bestimmen eigene tieferliegende psychische Prozesse die Wahl des Forschungsthemas bzw. des Fokus darin sowie den Forschungs- und Schreibprozess? Darüber habe ich jetzt wirklich viel nachgedacht und ich weiß nicht, wie lange ich diese Fäden schon so deutlich wie jetzt gesehen habe, aber ich kann mich an zwei Schlüsselmomente erinnern: Als ich im Frühjahr 2019 für die Diss in Büchern zu psychosomatischer Urologie gelesen hatte, kam mir der Gedanke, ob es in der Auseinandersetzung mit meinen Interviewpartnern und dem Thema nicht eigentlich auch um mich geht. Ich glaube, es war an Stellen, an denen beschrieben wurde, wie Männer (vermeintlich) mit Krisen, Problemen und Verletzungen umgehen. Auch meine Therapeutin meinte irgendwann mal, ich hätte einen »eher männlichen Umgang« mit Problemen, Trauer und Schmerz (gehabt), nämlich: Rückzug, allein bearbeiten, keine Worte finden.

Der andere und eindrücklichere Schlüsselmoment war bei einer Körpertherapeutin: Ich hatte ihr anfangs kurz umrissen, worum es viel in meiner Gesprächstherapie geht, nämlich um bestimmte Erfahrungen in meiner Kindheit wie Ohnmacht und keinen Raum und keine Worte für Trauer und Gefühle finden. Etwas später in der Sitzung hat sie mich nach meinem Dissertationsthema gefragt, ich umriss wieder kurz, woraufhin sie nur sagte: »Ah, so it's about unspoken pain!« – und irgendwie war klar, dass sich dieser Ausruf nicht nur auf meine eben dargelegte Doktorarbeit, sondern auch auf das bezog, was wir anfangs über meine Kindheit geredet hatten. Und ich dachte, yes, it's about unspoken pain, und ich spielte mit meinen Interviewpartnern irgendetwas durch, was ich eigentlich mit mir selbst durchmache bzw. mit der Therapie versuche. Ich denke, es ist kein Zufall, dass ich mich bei allen möglichen Seitensträngen und Schwerpunkten, die das Thema und mein Material eigentlich bieten, zunächst so sehr an dem Mit-jemandem-Reden und Sich-Öffnen festbeißte. Kann ich mich überhaupt verletzlich machen? Habe ich selbst überhaupt die Worte für bestimmte Gedanken und Gefühle? Am Ende habe ich mit der Arbeit ja etwas zu verschriftlichen versucht, über das kaum geredet werden kann.

Ich frage mich, wie sehr sich diese Verstrickungen auf den Forschungsprozess auswirken, und muss an Lindners Text »Die Angst des Forschers vor dem Feld« denken, den ich neulich gelesen habe. Diese käme »u.a. in psychosomatischen Störungen wie Herzklopfen und Bauchschmerzen, in motorischer Unruhe bei gleichzeitiger Entschlußunfähigkeit, im Verschieben von Terminen und deren Rationalisierungen [...] zum Ausdruck«. Ich finde mich vor allem bei der Nennung der Entschlußunfähigkeit und den Terminverschiebun-

gen wieder. Wie oft habe ich potentiell vielversprechende Kontaktaufnahmen vor mir hergeschoben oder war kurzzeitig sogar erleichtert, wenn ein Interviewpartner den Termin verschieben wollte! Ich glaube mittlerweile aber, dass diese »psychosomatischen Störungen«, wie Lindner sie nennt, nicht nur aus einer »Angst des Forschers vor dem Feld« entstehen, sondern auch aus Widerständen, die eigenen Prozesse anzugehen, zu berühren, also auch aus einer Angst vor sich selbst. Eigentlich wundert es mich gar nicht mehr, dass ich in den ersten Jahren immer dann mit dieser Arbeit in einen (zeitlich begrenzten) Flow und in eine engere Verbindung gekommen bin, wenn tags zuvor in der Therapie mal wieder ein Knoten geplatzt war. Und andersherum: Inwiefern ist dieses Projekt selbst ein healing für mich – sowohl in Bezug aufs Worte-Finden als auch im Sinne einer ›Versöhnung mit Männlichkeit‹?

Mir kommt alles so erschlagend, viel zu groß vor: Einerseits so einen wirkmächtigen Zusammenhang von Männlichkeiten-Penis-Phallus bearbeitbar und verstehbar zu machen, oder, noch schöner, ›mal eben zu dekonstruieren‹; andererseits diesen Prozess mit all den Dynamiken und Verstrickungen auf verschiedensten Ebenen irgendwie beisammenzuhalten, nicht explodieren zu lassen. Und wo kann denn sowas hier alles darin Platz finden? Eigentlich gar nicht, ist nicht wirklich vorgesehen. Maximal hier und da eine kryptische Fußnote, vielleicht mal ein viel- (oder nichts-)sagender Verweis zwischen den Zeilen. Auch die akademische Struktur lässt eigentlich wenig Platz für ein gemeinsames Bearbeiten solcher Dynamiken und Verwobenheiten. Ich bin meiner Interpretationsgruppe dankbar, dass sie gesagt hat, ich solle das einfach mal alles aufschreiben.

Was will ich mit dieser Offenlegung bezwecken? Ich denke, anhand des Eintrags lässt sich verdichtet zeigen, was auch in den vorherigen Kapiteln immer wieder angeklungen ist: nämlich die Interdependenzen zwischen Subjekt, Objekt und Kontext, also zwischen der forschenden Person mit all ihren Erfahrungen und biographischen Gewordenheiten, dem Forschungsfokus sowie dem von Macht- und Gewaltstrukturen durchzogenen gesellschaftlichen Kontext. Während letzterer den Raum aufspannt, ziehen die im Eintrag genannten übergeordneten Fragen in unterschiedliche Richtungen: Der Aufhänger für den Eintrag war die Absicht aufzuschreiben, was das Forschungsthema *mit mir macht*. Es wurde deutlich, dass meine Beschäftigung mit Männlichkeiten, Potenz und Verlust nicht auf ›neutralem‹ Boden ihren Ausgang nahm, sondern an Vorerfahrungen und Verletzungen anknüpfte. Daran schloss sich die übergeordnete Frage danach an, *wie in einer patriarchalen/sexistischen Gesellschaft als weiblich sozialisierte und wahrgenommene Person empathisch und fruchtbar zu Männlichkeiten geforscht werden kann*. Weiter oben hatte ich Thurnell-Read zitiert, dem bewusst geworden war, dass seine Feldforschungen bei zum Beispiel Jungesellenabschieden so, wie er sie erlebte, zu großen Teilen aufgrund seiner Position in Bezug auf Geschlecht, Alter, Erscheinung möglich

waren. Er bezog sich dabei auf sein eigenes Sicherheitsempfinden sowie darauf, dass er vom Feld als dazugehörig wahrgenommen und integriert wurde.

Mein Argument ist hier, dass dies weitergedacht werden muss. Wer kann wozu unter welchen *emotionalen* Bedingungen forschen? Wie beeinflussen die eigenen Vorerfahrungen und Positionalisierungen diese Bedingungen und Ressourcen? Wie werden diese Bedingungen wiederum durch gesellschaftliche Machtstrukturen geprägt? Dass nicht weiße und/oder nicht cis Männer vermutlich ein anderes Forschungserlebnis als Thurnell in den jeweiligen Räumen gehabt hätten, liegt nicht allein am Sicherheitsaspekt oder am Kumpelhaft-aufgenommen-Werden, sondern auch daran, ob eine reichhaltige Sammlung an subtilen oder weniger subtilen (hetero-)sexistischen, ggf. rassistischen Erfahrungen, Enttäuschungen, Verletzungen vorhanden ist. Je nachdem kann das *handling* bestimmter Situationen oder Themen mehr oder weniger emotionale Energien kosten oder gar begrenzt sein.²⁴ Dies konnte durch den Eintrag sichtbar gemacht werden.

Überlegungen darüber, wie diese emotionalen Verstrickungen und Vorerfahrungen wiederum auf das Thema wirken, führten zur zweiten übergeordneten Frage: *Wie sehr bestimmen eigene tieferliegende psychische Prozesse die Wahl des Forschungsthemas bzw. des Fokus darin sowie den Forschungs- und Schreibprozess?* Mein Punkt ist hier nicht, dass jedes Forschungsthema und -projekt zwingend etwas über die eigene Biographie oder mentale Verfassung aussagt. Ich denke aber, es lohnt sich, aufmerksam und offen für das Wahrnehmen solcher Verstrickungen zu sein – gerade in Bezug auf ein erstes größeres, eigenes Forschungsprojekt wie eine Dissertation. Inwiefern werden vermittelt über solch ein jahrelanges Projekt eigene biographische Erfahrungen und Werdegänge bearbeitet? – nicht unbedingt (nur) über das Thema auf konkret inhaltlicher Ebene, sondern auch über die darunterliegenden größeren Themen wie Scham, Verletzlichkeit, Sexualität, Moral, Verlust, Einsamkeit, Zugehörigkeit? Der Forschungstagebucheintrag hat einige der für mich sichtbaren Parallelen und Wechselwirkungen zwischen »meinen« Themen und Dynamiken und denen meines Forschungsthemas offengelegt. Meine Vermutung ist, dass davon sowohl die Kalibrierung meines Fokus und das, »was ich im Material sehe«, als auch die Entwicklung und Dynamik des Forschungsprozesses beeinflusst sind. Diese Beeinflussung sehe ich (auch, aber) nicht nur auf einer intellektuellen, sondern vor allem auf einer psychologischen Ebene: An welche Themenfäden gehe ich (nicht) heran, an welchen Stellen stockt der Prozess und warum? Wo hört die *Angst vor dem Feld* auf und wo fängt die *Angst vor sich selbst* an?

24 So gesehen würde das weiter oben beschriebene Stutzen über meine Themenwahl, der immer wieder aufkommende Argwohn über »mich und mein Thema« durchaus Sinn machen. Meine starke Vermutung ist aber, dass dieser Argwohn nicht aus einer Überlegung oder gar Sorge darüber gespeist war, ob »das Thema« *emotional zu anstrengend* für mich werden könnte.

Diesen Fragen hat sich der Eintrag zu nähern versucht. Ich sehe ihn im Sinne der RGTM auch als ein konsequentes Ernstnehmen und Zuendedenken (und -handeln) von all den feministischen, wissenschaftskritischen, emanzipatorischen Konzepten, die – aus ehrlicher Absicht oder eher einer theoretischen ›Absicherung‹ – so vielen wissenschaftlichen Texten vorangestellt werden: Wir wissen, dass wir *situated knowledges* produzieren, und unsere *partiale Perspektive* wird meist anhand einer *Positionalisierung* vorgenommen, die wiederum oftmals in der Form einer Aufzählung von Adjektiven verharret. Aber was ist damit wirklich gesagt bzw. wie weit tragen diese Verweise und Informationen in Bezug auf eine Reflexion über die oben genannten Interdependenzen?

3.5 Un()Besprechbarkeiten interpretieren – die tiefenhermeneutische Methode

Dass Affekte und Emotionen auch in der Interpretation der Daten eine wichtige Rolle spielen können, wird in diesem Unterkapitel mit einem Exkurs in die Tiefenhermeneutik aufgegriffen. Nach dieser Methode haben Irritationen und affektive Reaktionen auf das Textmaterial eine zentrale Bedeutung und sie macht es sich zur Aufgabe, »die sprachlose Seite zum Reden zu bringen und in den öffentlichen Diskurs zu überführen« (Klein 2004: 632). Es wird deutlich werden, dass gerade im vermeintlichen Scheitern dieses Versuchs die eigentlichen Erkenntnisse liegen. Zuvor lege ich einige Besonderheiten meines Materials in Bezug auf dessen Interpretation dar und verknüpfe diese mit Diskussionen aus der Forschungsliteratur.

3.5.1 Heterogenes, komplexes Material

Ich hatte durch die verschiedenen Erhebungsformate eine recht heterogene Sammlung an Interviewdaten erhalten: Chatprotokolle, E-Mails sowie Transkripte der Audioaufzeichnungen persönlicher Treffen und der Videocallmitschnitte. Zu den Telefonaten wie zum Beispiel mit der Epithetikerin Koskeridou hatte ich Gedankenprotokolle angefertigt. Mit dieser Sammlung war eine große Bandbreite sowohl an Kommunikationsdimensionen und Informationsdichten als auch in Bezug auf das, was leiblich wahrgenommen werden kann, abgedeckt: Während die Chatprotokolle (fast) alles beinhalten, was an Interaktion stattgefunden hat,²⁵ ist durch die Aufnahmen der Videocalls sogar mehr dokumentiert als bei den persönlichen Interviews, die ich ausschließlich per Audioaufnahme mitgeschnitten habe. Ich konnte daher

25 Was aufgrund des Etherpad-Formates nicht dokumentiert wurde, ist die zeitliche Dimension des geschriebenen Gespräches.

für die Gespräche per Videocall die Mimiken und Gestiken meiner Gesprächspartner viel genauer in die Transkription und Interpretation einfließen lassen – gerade für sensible Themen können sie aussagekräftige Elemente eines Gespräches sein. Allerdings gab es im Gespräch mit Alberto immer wieder kurze Tonaussatzer von ca. einer halben Sekunde, die vermutlich durch eine instabile Internetverbindung entstanden sind und zu kleinen Lücken im Transkript führten.

Das Einzige, was ich nach den Chatinterviews hatte, um das Geschriebene für mich einzuordnen und zu interpretieren, war die Art und Weise, wie die Interviewten ihre (geschriebenen) Antworten formulierten, sowie ihr (vermutlich) vollständiger Name durch den E-Mail-Kontakt. Ich finde es erstaunlich bis irritierend, wie ich allein durch die Namen dazu neigte, bestimmte Vorannahmen über die Interviewten zu machen. Martens Vor- und Nachnamen beispielsweise ordnete ich für mich als skandinavisch klingend ein, wodurch ich ihn, gepaart mit seiner höflichen Ausdrucksweise in den Vorabsprachen per E-Mail, als eher gebildet einschätzte, wovon ich wiederum sicherlich einiges in seine Antworten hineinprojizierte. Auch in der Interpretationsgruppe diskutierten wir darüber, wie schon allein beim Wissen um Namen klassistische und/oder rassistische Denkmuster greifen können.

Madge und O'Connor (2017: 426) argumentieren, dass gerade dieser *interview bias* durch anonyme Erhebungstechniken minimiert werden könne. Sie bemerken außerdem, dass mögliche nonverbale Zeichen und Mimiken in persönlichen Gesprächen hingegen in Chatinterviews wenigstens *nicht missverstanden* werden könnten. Dem muss aber hinzugefügt werden, dass Missverständnisse insbesondere in Schriftform auch nicht so einfach geklärt werden können. Im Chatinterview mit Hermann verstand ich zum Beispiel eine Antwort nicht und auch durch wiederholtes Nachfragen konnte ich sein Geschriebenes nicht deuten und einordnen:

- I: Okay. Ich möchte Sie noch fragen, was für Sie Männlichkeit bedeutet?
- H: Nun ja, inzwischen macht es sich für mich nicht nur über das Genital bemerkbar
- I: Und vorher schon?
- H: Nein, auch vorher nicht. Für mich war persönliches Zugehörigkeitsgefühl wichtig vielleicht bin ich da zu weiblich??
- I: Das klingt interessant. Was meinen Sie mit »persönlichem Zugehörigkeitsgefühl«?
- I: Sind Sie noch da?
- H: ja. naja, vielleicht sich Geschwistern anzuvertrauen??? Eltern und die Generation davor gibt es nicht mehr

- I: Mir ist noch nicht ganz klar, was Sie meinen. Gibt es bestimmte Dinge, die Sie mit Männlichkeit verbinden, und wenn ja, welche sind das? Sie hatten ein persönliches Zugehörigkeitsgefühl und dann Geschwister genannt. Meinen Sie, eine Zugehörigkeit zu einer Familie ist stärker als zu einem bestimmten Geschlecht?
- H: Nein, da hätten wir uns aber gründlich mißverstanden. Ich pflege keinen Kontakt mehr, egal zu wem. Und wenn es Kontakte gibt, suche ich mir die ganz genau aus, je weniger sexuell, desto besser

In Bezug auf Chatinterviews meint Pfaff-Rüdiger (2016: 203), »dass die Antworten zwar kürzer sind als bei Face-to-Face-Verfahren, aber gleichzeitig auch dichter«. So gesehen waren Hermanns Sätze aber vielleicht zu kurz und dicht, als dass ich sie hätte verstehen können. Und da die geschriebenen Wortwechsel mit ihm sehr lange dauerten, fragte ich kein weiteres Mal nach und wechselte das Thema.

Die Erkenntnis ist hier, dass das Material nicht nur heterogen, sondern auch komplex ist. Da ich in einigen der Interviews mit sich widersprechenden Aussagen im Gesagten meiner Gesprächspartner konfrontiert war, lautet einer meiner Subcodes »Widerspruch«. Für Lefkowich (2019: 5) sind widersprüchliche und/oder ambivalente Antworten »nuanced ways that men grapple with or explore their gender in qualitative interviews«. In ihrer Studie beobachtete sie, dass sich einige Männer von bestimmten hegemonialen männlichen Charakteristika distanzieren und diese gleichzeitig während des Interviews aber auch wieder neu inszenieren. Widersprüchlichkeiten könnten demnach, so Lefkowich, Widerstände der Männer gegenüber hegemonialen, westlichen Normen von Männlichkeiten aufzeigen. An dieser Stelle verweist Lefkowich (2019: 5) auch auf das nunmehr bekannte Muster: Neben widersprüchlichen Aussagen dienen auch Witze und Sarkasmus dazu, die normalen Regeln von Männlichkeit gleichzeitig abzulehnen und wiederherzustellen. Spott, Ironie, Sarkasmus versteht also auch Lefkowich als ein distanzbildendes rhetorisches Mittel für eigentlich verunsichernde Themen und Situationen. Ein Zitat von Broom et al. (2009: 62) in Bezug auf Männer mit Prostatakrebs trifft sicher auch auf meine Forschungen zu:

»The tension between the expression and lived experiences of, for example, prostate cancer, versus the desire to perform idealised constructions of masculinity, produces interview data that is a complex combination of actual events and beliefs, and the enactment of idealised (and restrictive) conceptions of ›legitimate‹ male identity.«

Lefkowich (2019: 5) gibt zu bedenken, dass es Forschenden schwerfallen könnte, Interviews so zu führen, dass genau dieser Raum für Ambiguitäten vorhanden ist. Und indem bei der Interpretation das Augenmerk auf Aussagen gelegt werde, die

verständlich artikuliert sind und sich gut transkribieren, kodieren, aufschlüsseln und schließlich zitieren lassen, würde die »messiness of gender« (ebd.) übersehen werden. Forschende selbst könnten unbewusst vergeschlechtlichte Erwartungen an ihre männlichen Interviewpartner haben, nämlich, dass sie sich als selbstbewusst und in Kontrolle ihrer Gefühle präsentieren sowie kohärente, rationale Antworten geben, wobei davon Abweichendes nicht wahrgenommen werden könnte. Wissenschaftler*innen der kritischen Männlichkeitenforschung hätten also die Verantwortung, während ihrer Datengenerierung und -interpretation genug Raum zu lassen für unterschiedliche, widersprüchliche und nuancierte Arten des Ausdrucks von Geschlechtlichkeit (ebd.: 5f.).

Dabei sei es, so Lefkowich (2019: 7) weiter, gerade in Bezug auf Männlichkeiten sehr wahrscheinlich, dass Forschende die Erfahrungen und Berichte ihrer Interviewpartner missinterpretieren. Während die Essentialisierung von Frauen und Weiblichkeiten von feministischen Wissenschaftler*innen eingehend erforscht und kritisiert worden ist, stünde dies für die Männlichkeitenforschung in gleichem Maße aus. Die Arbeiten, die bisher die Theoretisierung von Männlichkeiten dominierten – sie erwähnt hier Connell und Messerschmidt – seien vor allem auf die »specific Westernized traits of stoicism, strength, sexual prowess, heterosexuality, dominance, invulnerability, and control of emotions« (ebd.) ausgerichtet. Die vergeschlechtlichten Artikulationsweisen, die in der qualitativen Forschung mit Männern immer wieder auftauchten und »nuanced, fragmented, conflicting, incoherent, and fluid« (ebd.) seien, könnten damit jedoch nicht erfasst und verstanden werden.

3.5.2 Das Rauschen hören

Auch Oliffe (2009: 68) ist der Meinung, dass Wissenschaftler*innen sowohl das Potential als auch die Verpflichtung hätten, dominante Diskurse über stoische und gefühlssblinde, »echte« Männer zu sprengen, und stattdessen zu sammeln, was Männer wirklich sagen und nicht sagen:

»The struggles of muted, muffled and filtered conversations, incongruence between messaging and reception, the need for a third party to translate what *really* is said, and the primacy of confidentiality when men reveal ordinarily secret information permeate many research interviews.«

Während Oliffe (2009) diesen Prozess ein »bugging the cone of silence« nennt, sprechen Schwalbe und Wolkomir (2001: 92) in Bezug auf die Identitätsarbeit, die Männer in einem Interview verrichten würden, von einem Rauschen (»noise«). Dabei gehe es aber nicht darum, dieses herauszufiltern, um an die »echten Daten« heranzukommen, sondern es als Identitätsarbeit und somit als Datenmaterial selbst zu

behandeln: »Men's most assiduous efforts to conceal their emotions are data, too« (ebd.: 96).

Wie also kann etwas interpretiert werden, was nicht gesagt wurde oder Minuten später anders gesagt wurde? In meinem eigenen Forschungsprozess schien mir das *Rauschen*, der *cone of silence* streckenweise so laut bzw. dicht, dass ich glaubte, nichts von meinem »eigentlichen« Material wahrnehmen zu können: Wie erleben cis Männer den Verlust ihrer Genitalien, wie gehen sie damit um, was denken sie über Männlichkeit? Doch, wie Lefkowich betonte, nicht (allein) das konkret Erfragte, das Offensichtliche, die deutlich erscheinenden Aussagen, die sich transkribieren, codieren und in klare, bündige Zitate aufteilen lassen, sind dieses »eigentliche« Material. Ich zitiere hierzu noch einmal Holmgren (2013: 93), die die Forschungsbeziehung als ein »hyphen between self and other, between researcher and researched« beschreibt. Den Fokus auf diesen *hyphen*, also den Bindestrich zu legen, bedeute sowohl das Gesagte (also die Transkripte) als auch das, was nicht gesagt und in der Interaktion jenseits der Worte vermittelt wurde, zu analysieren. Mit Verweis auf Josselson (2004) nennt Holmgren (2013: 93) diesen Ansatz »hermeneutics of faith and hermeneutics of suspicion« und beschreibt ihn genauer so:

»This is a double-edged approach that enables taking interviewees' narratives at face value, representing what is said in their own words (i.e., faith), and taking interpretative authority by theorizing through the words of interviewees (i.e., suspicion).«

Sie bezieht sich dabei explizit auf die Analyse von »cross-gender interviews« mit Männern und meint: »[B]y making simultaneous use of faith and suspicion means revealing the complexities and contradictions of doing and undoing masculinity in interviews« (ebd.).

Ich möchte diesen *hyphen* aber nicht nur zwischen mir und meinen Interviewpartnern verstehen, wie es Holmgren vorschlägt, sondern darüber hinaus zwischen mir und anderen Wissenschaftler*innen, mit denen ich das Material besprochen habe, sowie auch zwischen diesen anderen Wissenschaftler*innen und meinem Material. Denn die Interviewtranskripte entpuppten sich nicht nur hinsichtlich ihrer inhaltlichen Schwerpunkte und ihrer Entstehungskontexte als heterogen. Auch die Reaktionen verschiedener Personen und Gruppen auf mein Material waren sehr unterschiedlich – sowohl in Bezug auf die inhaltlichen Interpretationsansätze als auch auf die geäußerten Affekte: die Transkripte machten aggressiv, lösten Mitleid aus, es fälle schwer, sie zu lesen, sie machten traurig. Es brauchte eine Weile, bis ich verstand, das *Rauschen*, den *cone of silence*, die affektvollen Interpretationsrunden, das Pendeln zwischen den *hermeneutics of faith* and *hermeneutics of suspicion* als – vielleicht sogar wichtigsten – Teil meiner Beobachtungen und Ergebnisse zu betrachten. Aus dieser grundlegenden Erkenntnis ist einerseits in der Konsequenz dieser gesamte

Teil II SCHWEIGEN UND REDEN entstanden, andererseits kann auch der folgende Exkurs zur tiefenhermeneutischen Methode als ein Versuch verstanden werden, dieses Rauschen besser zu hören und die genannte Erkenntnis ernst zu nehmen.

3.5.3 Die Tiefenhermeneutik – Trial (and Error?)

»Psychoanalytische Erforschung von Männlichkeit zu betreiben, bedeutet, durch Schichten von Emotionen zu tauchen, die ganz eindeutig widersprüchlich sein können.«
(Carrigan et al. 2001: 66)

Von verschiedenen Leuten, mit denen ich mein Forschungsprojekt besprach, wurde mir immer wieder nahegelegt, die Psychoanalyse als Perspektive einzubeziehen. Ich selbst hatte damit zunächst gehadert. Erstens sowohl aus Überforderung, wie ich solch einen Theorieberg mit all seinen verschiedenen Schulen bewältigt und für meine Arbeit brauchbar machen könnte, als auch aus Unsicherheit, wie ich mich darin theoretisch positionieren sollte.²⁶ Zweitens geht es mir ja, zugespitzt gesprochen, gerade *nicht* um den Penis als Phallus, als Symbol, sondern um den Penis als Penis, als fleischliches Organ – das wiederum gesellschaftlich konstruiert und mit Bedeutung aufgeladen wird. Dessen Verlust wollte ich mich über die Betroffenen selbst nähern, nicht über Theorien, nicht über den umfangreichen psychoanalytischen Diskurs, der immer wieder den Phallus in den Vordergrund stellt. Dass aber gerade das Vorhaben, den Penis losgelöst vom Phallus zu besprechen, schwierig ist, wird schließlich auch in der Interpretation meines Materials deutlich.

Wie bereits im Kapitel zum Feldeinstieg erwähnt, wurde mir von der *Arbeitsgemeinschaft politische Psychologie* die tiefenhermeneutische Methode empfohlen, »um das Latente/Nicht-Gesagte/Zwischen den Zeilen Durchschimmernde zu erfassen«.²⁷ Diesem Hinweis war ich nachgegangen, denn die Formulierung traf das Gefühl, das ich zu dieser Zeit hatte: Meine Forschungsbemühungen schienen durchzogen von etwas Nicht-Greifbarem, etwas, das sich durch Fragen, Lesen und Sprechen allein nicht fassen ließ. Über die *Forschungswerkstatt Tiefenhermeneutik* kontaktierte ich eine tiefenhermeneutische Interpretationsgruppe, die sich monatlich in Berlin trifft. Nachdem ich mich über verschiedene Einführungstexte

26 Mein Eindruck ist, dass die Psychoanalyse schnell polarisiert; je nach Forschungsumfeld scheint man sich gewollt oder ungewollt Freund*innen oder Feind*innen zu machen. Vielleicht dachte ich, wenn ich »schon« in den Gender Studies verortet bin, deren Wissenschaftlichkeit ich an verschiedenen Fronten immer wieder verteidigen muss, will ich »nicht auch noch« die Psychoanalyse hinzunehmen und mir so weitere Fronten schaffen.

27 Mit Einverständnis zitiert aus persönlicher Korrespondenz per E-Mail mit Sebastian Winter, 04.03.2019.

und Sammelbände in die Methode eingelesen hatte, stieß ich im Sommer 2019 zur Interpretationsgruppe dazu. Ich umreißte im folgenden Abschnitt die tiefenhermeneutische Methode, um anschließend meine konkreten Erfahrungen damit zu schildern und zu eruieren, wie diese für meine Arbeit fruchtbar gemacht werden können.

Die tiefenhermeneutische Methode

»Our feelings are our most genuine paths to knowledge« – mit diesem schönen und zugleich streitbaren Zitat von Audre Lorde beginnt der 2019 erschienene Sammelband *Dichte Interpretation. Tiefenhermeneutik als Methode qualitativer Forschung*, den ich als erstes zur Hand nahm, und ich dachte, eine Methode, die Gefühle für die Wissensproduktion ernst nimmt, passt gut in mein Projekt. Im ersten Teil wird die in Freuds Psychoanalyse wurzelnde Methode erläutert, im zweiten werden acht tiefenhermeneutische Forschungsarbeiten vorgestellt. Nach einer »sehr bewegte[n] Konjunktur« erlebten – ähnlich dem Wiederentdecken von Marx' Schriften nach der Finanzkrise von 2007 – auch psychoanalytische Ansätze in Zeiten des gesellschaftlichen Rechtsrucks und Antifeminismus einen erneuten Aufschwung in der Sozialforschung, so die Herausgebenden König et al. (2019: 3) in der Einleitung. Sie nehmen die Frage, wie mit der »Psychoanalyse als Theorie unbewusster Konfliktodynamiken« (ebd.) konkret geforscht werden kann, zum Ausgangspunkt des Bandes.

Entstehung und theoretische Vorannahmen

Die tiefenhermeneutische Methode geht auf Alfred Lorenzer zurück, der als Arzt, Soziologe und Psychoanalytiker verschiedene Denkansätze miteinander verknüpfte: die Kritische Theorie, den Interaktionismus, die Symboltheorie, die Neurophysiologie sowie die psychoanalytische Theorie und Methode. Klein (2004: 622) schreibt in ihrem Aufsatz »Tiefenhermeneutische Zugänge«:

»Die Methode der tiefenhermeneutischen Kulturanalyse geht davon aus, dass zwischen und hinter den Zeilen unausgeführte, latente Mitteilungen verborgen liegen. Damit geht sie über den klassischen Ansatz der Hermeneutik, der Deutung manifester Textinhalte hinaus. Einer detektivischen Spurensicherung ähnlich sucht sie nach der Kehrseite des Diskurses in seinen abgespaltenen, unbewussten Dimensionen.«

Im Anschluss an die Psychoanalyse wird in der tiefenhermeneutischen Methode also zwischen einem manifesten und einem latenten Sinngehalt eines Textes (d.h. Literatur, Bilder, Filme, Interviewtranskripte, Zeitungsartikel etc.) unterschieden. Es wird von einer »Doppelbödigkeit des Textes« (König 2019: 31) ausgegangen:

»Während sich die Subjekte über sozial akzeptierte Lebensentwürfe auf der manifesten Bedeutungsebene sozialen Interagierens verständigen, verbannen sie sozial anstößige Lebensentwürfe auf eine latente Bedeutungsebene der jeweiligen Lebenspraxis.«

Lorenzer (1986: 29) betont, dass der latente Sinn aber nicht das alleinige Ziel und der manifeste Sinn »keineswegs die Leiter ist, die man beiseiteschieben kann«, wenn der latente Sinn gefunden ist. Vielmehr gehe es um die »Anerkennung einer *eigenständigen Sinnebene* unterhalb der bedeutungsgenerierenden Sinnebene sprachlicher Symbolik« (ebd.). Der manifeste Sinn bleibe als »Gegenspieler zum verborgen-verbotenen« genauso wichtig. Auch sei das Latente nicht gleichzusetzen mit dem Unbewussten eines Textes, es ermögliche aber den Zugang dorthin: Der latente Sinn *verweise* auf das Unbewusste und somit auf »die vom gesellschaftlichen Konsens ausgeschlossenen Lebensentwürfe« (ebd.: 27). Das Latente erscheine als die »sprachlos wirksame, *noch-nicht* artikulierte, vielfach sozial oder individuell verbotene Schicht der *leib-symbolischen Interaktionsformen* des Unbewussten« (Klein 2004: 627). Diese Grundausrichtung lässt die tiefenhermeneutische Methode für mein Thema vielversprechend erscheinen: »Die kulturkritische, emanzipatorische Aufgabe der Tiefenhermeneutik liegt darin, die sprachlose Seite zum Reden zu bringen und in den öffentlichen Diskurs zu überführen«, so Klein (2004: 632).

Für die Interpretation stellt sich die Frage: »Wie will man mit Sprache das Nichtsprachliche fassen?« (Lorenzer 2002: 70). Um das Nichtsprachliche zu erfassen, nutzt die tiefenhermeneutische Methode das Konzept des *szenischen Verstehens* aus der psychoanalytischen Praxis. König (2019: 18) unterscheidet das »psychoanalytische Verstehen« vom »Alltagsverstehen«, welches lediglich aus dem logischen (das Verstehen der kognitiven Bedeutung von Sätzen) und dem psychologischen Verstehen (dem Wahrnehmen von Mimik, Tonfall, Gestik) bestünde.²⁸ Das psychoanalytische Verstehen beinhaltet darüber hinaus eine weitere Ebene: das *szenische Verstehen*, »das darauf zielt, die unbewussten Erlebnisfiguren zu enträtseln, die den Symptomen der Patient_in zugrunde liegen« (ebd.: 18). Dafür lässt die Analytikerin das Erzählte, das der Patient mit ihr inszeniert (Übertragung), auf sich selbst wirken und registriert wiederum, mit welchen Emotionen, Assoziationen und Phantasien sie dabei auf Unbewusstes reagiert (Gegenübertragung).

Das Vorgehen

In der Tiefenhermeneutik findet das szenische Verstehen selbstverständlich nicht zwischen Analytiker*in und Analysand*in statt, sondern innerhalb einer Gruppe

28 So gesehen fallen die gängigen sozialwissenschaftlichen Methoden unter das Alltagsverstehen.

von Interpretierenden, die den Text als *präsentatives Symbolsystem* und »vor dem Hintergrund eigener lebenspraktischer Erfahrungen [Hervorh. im Original]« (König 2019: 30) verstehen, das »theoretische Begreifen« (ebd.) also zurückstellen. Im Sinne Freuds soll dem Text gegenüber die eingangs auch von mir erwähnte Haltung der »gleichschwebende[n] Aufmerksamkeit« (König 2019: 30) eingenommen und frei assoziiert werden. Die Interpretierenden lassen – zunächst allein, dann in der Gruppe – den Inhalt des Textes »wie Theaterbesucher_innen auf das eigene Erleben wirken, die sich auf das auf der Bühne aufgeführte Drama emotional einlassen« (ebd.).

In der Gruppensitzung werden – meist beginnend mit einem »Blitzlicht« – nach der psychoanalytischen Regel der freien Assoziation die Affekte und alles, was den Beteiligten zum Text einfällt, geäußert und zueinander in Beziehung gesetzt. Dabei geht es nicht darum, den Text Stück für Stück gleich einer Sequenzanalyse zu deuten, sondern ihn als Ganzes wirken zu lassen, sich auf ihn *einzulassen* und immer wieder zu fragen: »Was macht der Text mit mir als Interpretierende?« (Klein 2004: 627) und »[m]it welchen Gefühlen, auch Körperempfindungen, Phantasien, Gedanken und Handlungsimpulsen reagieren wir auf das zu interpretierende Material?« (ebd.: 629). Klein (2004: 628f.) nennt dafür drei »Wegweiser«: Irritationen, Assoziationen und Affekte. Sie spricht daher auch von der Tiefenhermeneutik als eine »*Wirkungsanalyse*« (ebd.: 627), während Lorenzer (in Klein 2004: 633) selbst sie die »Hermeneutik des Leibes« nannte. Es kommt dadurch zu sehr persönlichen Eindrücken und Lesarten des Textes und in der Gruppe entstehen meist sich widersprechende Ansichten, die zu Konflikten führen. Diese Konflikte wiederum können »Rückschlüsse auf die szenische Struktur der doppelbödigen Lebenspraxis erlauben, die sich im Text objektiviert« (König 2019: 32). Anschließend soll in der Gruppe diskutiert werden, was als manifest, was als latenter Sinnzusammenhang verstanden werden kann und wie diese zueinanderstehen. Der*die jeweilige Forscher*in fertigt Notizen und Gedankenprotokolle an, ggf. kann die Gruppendiskussion aufgezeichnet werden.

Die in der Gruppensituation aus dem Material heraus entstehenden *reinszenierenden Dynamiken* dienen schließlich zur Entschlüsselung des Verhältnisses von manifestem und latentem Sinn. Erst der nachgehende, vielleicht durch eine Audioaufnahme unterstützte Verschriftlichungsprozess aber könne den »unterschiedlichen Verstehenszugängen der Forscher_innen dadurch gerecht werden, dass aus den verschiedenen Lesarten eine den Text insgesamt erhellende Deutung konstruiert wird« (König 2019: 14). In dieser Deutung sollen, so der Anspruch der Tiefenhermeneutik, »vorbewusste und desymbolisierte Anteile aus dem Verborgenen geholt, resymbolisiert und in Worte gefasst werden« (Klein 2004: 632). Für diese neuerliche Symbolbildung müsse »die eigene Verortung im Symbolsystem« aufgespürt und die eigene »Sozialisation in der Wissenschaftsgemeinschaft« (ebd.) hinterfragt werden. Daher ist für die tiefenhermeneutische Methode, das wird immer wieder betont, eine selbstreflektierende Haltung nötig und ihre Erkenntnisweise ist nicht von Selbst-

erkenntnis zu trennen: »Wer im Sinne der Psychoanalyse etwas erkennen möchte, muß von sich selbst etwas erkennen wollen« (Leithäuser und Volmerg 1988: 9). Mir schien die Methode also sehr gut mit meiner Forschungshaltung im Sinne der RGTm vereinbar.

Die Interpretation der Interpretation

Nachdem ich zu den monatlichen Treffen der Interpretationsgruppe dazugestoßen war und bereits ein Feldprotokoll und ein Foto mitinterpretiert hatte, wollte ich mein eigenes Material einbringen. Ich wählte die Gesprächsprotokolle der Chatinterviews mit Marten und Hermann. Ich hatte sie zwar bereits mit anderen Gruppen und Colloquien teilweise besprochen, es blieb aber das Gefühl, dass ich diese eher speziellen Gespräche – aufgrund ihres Formats und der dadurch spezifischen Gesprächsdynamik – für mich noch nicht erschöpfend reflektiert und interpretiert hatte. Auch die Reaktionen und Interpretationsansätze anderer Wissenschaftler*innen gingen immer wieder in verschiedene Richtungen. Ich war neugierig, was die tiefenhermeneutisch arbeitende Gruppe aus diesem so vielschichtigen und uneindeutigen Material machen würde.

Ich beschreibe im folgenden Abschnitt den Verlauf der Interpretationssitzung. Diese Beschreibung der Diskussionen ist Teil der Interpretation im Sinne der tiefenhermeneutischen Methode.²⁹

Die erste Interpretationssitzung: Chatprotokolle von Marten und Hermann

Wir begannen wie immer mit einer Blitzlichtrunde, in der jede*r erste Eindrücke und Affekte in Bezug auf das gelesene Material äußern kann.

Jenny beginnt und sagt, sie habe sich beim Lesen des Chatprotokolls mit Marten bedrängt gefühlt, habe das Gefühl, ich als Interviewerin würde mit der Hand immer wieder nach etwas greifen, würde mit meinen Fragen zu weit gehen, das Lesen des Textes habe zu viel von ihr gefordert. In Bezug auf das Gespräch mit Hermann könne sie nur sagen, dass sie angepisst gewesen sei und wenig verstanden hätte.

Natalie meint, die Aufzeichnung des Gespräches mit Marten habe sie traurig gemacht, und sie hätte aber gleichzeitig das Gefühl gehabt, das dürfe nicht sein. Sie habe große Irritationen verspürt, mit dem Eindruck, irgendetwas stehe im Raum, was nicht besprochen wird. Hermann wiederum habe einen angepissten, aggressiven Eindruck gemacht, was ihrer Meinung nach seiner Verletzung, der Penisamputation, entspringe. Es schien ihr, er bekäme den Raum für seine Gefühle nicht und

29 Ich hatte mich dagegen entschieden, die Sitzung mitzuschneiden, und mir stattdessen – da ich selbst nicht mitdiskutierte – ausführliche Notizen gemacht. Ich verzichte im Folgenden darauf, Gesagtes durchgängig mit Anführungszeichen zu markieren, da im Prinzip alle Formulierungen aus der Diskussion stammen. Die Namen der Teilnehmenden sind pseudonymisiert.

fühle sich im Chatgespräch in die Ecke gedrängt. Insgesamt habe Natalie die Texte sehr spannend gefunden.

Wie Natalie ist auch Jeron das erste Mal beim tiefenhermeneutischen Interpretationstreffen dabei. Er fragte sich, woher mein Interesse an dem Thema komme, und habe beim Lesen einzelner Szenen Scham verspürt; meine Fragen zu den Sexualpraktiken habe er als übergriffig empfunden. Durch mein direktes Nachfragen hätte ich als Interviewerin die eigentlich erfolgreiche Abwehrleistung des Interviewten durchbrochen. Jeron hätte das Gefühl gehabt, den Interviewten in Schutz nehmen zu wollen, da ich teilweise zu dominant gewesen sei. Außerdem erwähnt er einen Phantomschmerz.

Veronica bemerkt zunächst, dass sie überlesen habe, dass es sich um Chatprotokolle handelt. Sie stelle es sich krass und herausfordernd vor, sich sozusagen selbst zu transkribieren. Es sei ihr schwer gefallen, sich beim Lesen Notizen an den Rand zu schreiben, was unüblich für sie sei. Bei Marten sei ihr sein Kontrollbedürfnis aufgefallen, er habe ihr leid getan. Im Gespräch mit Hermann wiederum hätte ich ihr leid getan, da ich seine Aggressionen habe aushalten müssen. Sie hätte verstehen können, wenn ich das Interview abgebrochen hätte.

Charlotte äußert sich als letzte in der Runde nur zögerlich. Ihr sei alles zu viel und die Protokolle seien unangenehm zu lesen gewesen. Jetzt in der Sitzung habe sie auch den Impuls, abzubrechen und lieber zu gehen. Das Gespräch mit Hermann vergleicht sie mit einem Kampf, dann zögert sie wieder und meint, sie hätte sich gewünscht, dass diese Begegnungen, also die Interviews, nicht stattgefunden hätten.

Nach einer kurzen bedrückten Stille am Ende der Blitzlichtrunde beginnen Natalie, Jenny und Jeron sich zögernd aufeinander zu beziehen. Natalie betont, dass sie es beeindruckend fände, dass die Interviewten sich so verletzlich machten, daraufhin kommt Jenny auf einen missverständlichen Kommafehler von Marten zu sprechen und die Diskussion gerät wieder ins Stocken. Veronica sagt, sie sei seit dem Blitzlicht sehr aufgeregt und nervös, würde schneller atmen und könne sich gar nicht beruhigen. Charlotte schließt sich an und meint, sie habe das Gefühl, es nur falsch machen zu können, egal, was sie mache, und dass sie etwas kontrollieren möchte, aber sie frage sich, was eigentlich genau. Veronica stimmt ihr zu, sie verspüre den gleichen Wunsch und vermutet, das könne im Thema liegen: die Interviewten, die keine Kontrolle mehr über ihre Erektionen hätten.

Im weiteren Verlauf reden hauptsächlich Natalie, Jeron und Jenny, es geht vor allem um Martens Antworten zu seiner Sexualität, alle drei scheinen verärgert über die Art und Weise, wie Marten über seine Partnerin schreibt. Jeron meint, Marten wolle seine Partnerin »entschlechtlichen«, weil er sich wegen seiner Impotenz selbst »entschlechtlicht« fühle. Veronica und Charlotte bleiben still, bis Natalie sie direkt anspricht. Charlotte beginnt zögernd über konkrete Stellen im Material zu sprechen, woraufhin Veronica meint, dass ihrer Nervosität jetzt Verärgerung gewichen sei, weil sie gemeinsam mit Charlotte geäußert hatte, dass es sich falsch anfühlen

würde, ins Material zu gehen, Charlotte das jetzt aber doch gemacht hätte. Sie sei enttäuscht und fühle sich hintergangen. Charlotte gibt zu, dass sich das auch nicht richtig anfühle, woraufhin wieder Stille entsteht. Veronica ist hin und her gerissen, weil sie die Situation eigentlich nicht aushalten will und gleichzeitig denkt, sie müsse sich zusammenreißen. Charlotte sagt irgendwann leise, dass Hermann schon viel verloren gegangen sei, und Jenny erwidert, dass die Interviewfragen daher umso schlimmer seien. Sie habe an der Stelle, an der ich »nachhaken« geschrieben hatte, »nachhacken« gelesen – genauso hätten sich die Fragen für sie angefühlt.

Kurz darauf gibt es eine kurze Absprache, ob die Gruppe jetzt zum zweiten Teil übergehen soll, also zur Diskussion der Metaebene, der Dynamiken in der Gruppe, dem Latenten. Jenny sagt, sie würde vorher noch einmal genauer auf das Interview mit Hermann eingehen wollen, woraufhin Veronica und Charlotte etwas bedröppelt gucken, während Natalie und Jeron darauf eingehen, die Diskussion aber sehr schleppend bleibt. Natalie betont nochmals, dass sie finde, Hermann sei von Anfang an aggressiv gewesen. Veronica führt noch einmal aus, dass die Form eines Chatgespräches doch massiv unter Druck setze. Es entstehen immer wieder längere Pausen in der Diskussion, die Atmosphäre im Raum nehme ich als sehr bedrückend wahr. Passend dazu ist draußen ein Gewitter aufgezogen und wir sitzen fast im Dunkeln.

Schließlich sagt Veronica, dass die Gruppe jetzt noch einmal auf die Dynamik zu sprechen kommen müsse, sie darauf zwar keine Lust habe, alles andere aber Vermeidung sei. Jeron fragt sich, ab wann so ein Interpretationsprozess eigentlich abgebrochen werden sollte, Veronica meint, ihr sei es schon einmal so wie heute ergangen, nämlich dass sie aus ihren Affekten nicht mehr herausgekommen sei, und Charlotte äußert, sie fühle sich ohnmächtig sich selbst gegenüber. Natalie sagt, sie fühle sich nun schuldig, weil sie immer wieder ins Material gegangen sei, obwohl einige das nicht gewollt hätten. Charlotte fragt, was man machen könne, damit es für alle nicht mehr so schlimm ist, und schlägt nochmals vor, nicht mehr in die Texte zu gehen. Jenny sagt, sie könne eigentlich nur über die Art und Form des Interviews, nicht aber über den Inhalt reden.

Jeron meint abschließend, dass er nicht erwartet habe, dass die Diskussion so zäh und bedrückend verlaufen würde, er habe eine lebhaftere, engagiertere Diskussion erwartet, in der es zum Beispiel auch um Geschlechterfragen gehe, und sagt dann: »Aber das Tabu haben wir auch hier in der Runde.« Veronica will darauf eigentlich reagieren, schlägt dann aber vor, die Texte jetzt beiseitezulegen, was auch alle tun. Daraufhin entsteht bei allen ein zögerliches, erleichtertes Lachen. Veronica sagt nun, dass die Gruppe dieses Tabu, also die Geschlechterfragen, nicht umgangen wäre, wenn nicht so viel über die Form der Interviews gesprochen worden wäre. Das habe ja dann nichts mit der Tabuisierung von Sexualpraktiken zu tun.

Natalie meint nach einer erneuten Stille, sie spüre einen Knoten in der Magengegend, den sie sehr schlecht aushalten könne. Veronica wendet sich daraufhin an mich und meint: »Du kannst uns jetzt hier nicht so hängen lassen, da kommen wir

allein nicht raus!« Ich hatte mir vorgenommen, als Materialhereingebende nicht mitzudiskutieren, und habe daher nicht darauf reagiert. Jenny stimmt Natalie zu, es gebe einen Wutknoten im Bauch, den man aber nicht äußern könne, woraufhin Veronica einhakt und meint, dass dies im Thema liege, es gebe da eine Lust, die aber nicht herauskönnne, wie ein Orgasmus. Sie erinnert noch einmal daran, dass Jeron eine »potentere« Diskussion erwartet hatte, woraufhin Charlotte meint, dass es ja immer wieder um Potenz gehe. Natalie äußert noch einmal ihre Wut über Marten, weil er schreibt, dass er mit seiner Partnerin nicht über seine »Impotenz« redet, und als Veronica sagt, so fühle sie sich auch, denn die Gruppe mache »es« auch nicht zum Thema, entsteht ein Missverständnis, das sich nur schleppend klärt. Anschließend wird noch einmal gesagt, dass es jetzt eine Abschlussrunde geben soll.

Natalie beginnt und sagt, sie hätte das Gefühl, der Ich-fühle-mich-schuldig-und-denke-ich-muss-mich-rechtfertigen-Ball sei irgendwie hin- und her gespielt worden in der Gruppe. Jenny beschreibt es als Erwartungshaltung, die keine*r erfüllen kann, Natalie sagt: »Wie eine heiße Kartoffel«, und Veronica ergänzt: »Ja, die keiner haben will.« Erst jetzt bemerkt Natalie, dass es interessant sei, dass sie gar nicht über Männlichkeit gesprochen hätten, und ob dies mit der Anspannung, mit dem gefühlten Elefanten im Raum zu tun habe. Jenny, Veronica und Charlotte reden darüber, dass ihnen das Material körperlich nahe gegangen sei, Jenny wiederholt, es habe sich angefühlt, als würde etwas abgehackt werden, woraufhin es kurz um die Kastration der Frau und noch einmal um die Entsexualisierung von Martens Partnerin durch Marten geht.

Jeron fragt sich, ob die Diskussion für die Gruppe einfacher gewesen wäre, wenn er als einziger Mann nicht im Raum gewesen wäre, er hätte darüber nachgedacht, der Gruppe anzubieten zu gehen. Jenny entgegnet, dass sie Jeron nicht als männlich wahrgenommen habe. Natalie habe am Anfang durchaus über das Geschlechterverhältnis im Raum nachgedacht und findet es interessant, dass das Gespräch erst jetzt darauf kommt, vielleicht spiele es ja doch eine Rolle. Charlotte sagt, sie habe sich mehr Männer in der Runde gewünscht, sie hätte auch während der Interpretation permanent das Gefühl gehabt, Jeron etwas wegzunehmen. Natalie findet spannend, dass Veronica, Charlotte und Jenny das Gefühl haben, ihnen würde etwas abgehackt, denn das habe sie eher von Jeron erwartet. Veronica erwähnt, dieses Abhacken, dieses Wegnehmen würde Frauen permanent und strukturell angetan und Natalie ergänzt, dass es zwar um Martens Potenzverlust gehe, seiner Partnerin aber von vornherein das Begehren abgesprochen werde. Jenny habe sich beim Lesen gefragt, ob sie eigentlich auch einen Phantomschmerz bezogen auf den Penis empfinden könne, hätte diesen Gedanken aber wieder beiseite getan, weil er zu schmerzhaft gewesen sei.

Natalie fragt in die Runde, ob das mit dem Phallus und der Kastration und dem Phantomschmerz »so'n Psychoanalyseding« sei, woraufhin die anderen lachen und nicken. Jenny gibt zu, sie sei als Kind durchweg neidisch auf den Penis ihres Bru-

ders gewesen, was Natalie nicht nachvollziehen kann. Sie findet, die Gruppe würde die ganze Zeit einen Phallozentrismus reproduzieren, indem der Penis mit »etwas haben« und die Vulva mit »nichts haben« gleichgesetzt wird, das weibliche Geschlechtsteil sei ja aber auch »etwas«. Charlotte meint, wenn die Gruppe *nicht* über den Phallus reden würde, würde das Ganze noch viel eher reproduziert werden, verweist aber darauf, dass da auch zu viel Theorie dahinterstehe, um das »jetzt mal so eben« darzulegen. Veronica meint auch, dies seien nun einmal historisch gewachsene Geschlechterrollen und es sei doof, das jetzt zu ignorieren. Natalie ist weiterhin der Meinung, dass die Gruppe, wenn sie über den Penis spricht, auch über die Vulva sprechen sollte, woraufhin Jenny einwendet, dass die Gruppe ja aber gerade erst begonnen hätte, endlich über den Penis zu sprechen. Die Sitzungszeit ist vorbei und Jeron sagt noch, dass das wohl hieße, dass die Dynamik in der Gruppe stärker als das Thema gewesen sei – daraufhin ist die Diskussion beendet.

Memo: Danach

Nach der Sitzung bin ich unglaublich erschöpft, verunsichert und fühle mich angegriffen, da ich das Gefühl habe, dass es vor allem um die Form des Interviews und somit meine Führung ging. Gleichzeitig bin ich auch verärgert, weil ich mich und mein Material missverstanden fühle. Auf dem Fahrrad sitzend gehe ich in meinem Kopf immer wieder Rechtfertigungsschleifen durch: Meine Interviewpartner haben sich selbst für diese Form des Gespräches gegenüber einem persönlichen Treffen entschieden, sie hätten es jederzeit abbrechen können, gerade aus einem Chat kommt man doch eleganter heraus als aus einem persönlichen Gespräch. Die Kritik, ich hätte so »nachgehackt«, ich hätte meine Interviewpartner unterbrochen und keinen Raum gegeben, kann ich so nicht annehmen, da die Chatgespräche doch unglaublich langsam und zäh waren, das Gegenteil von einem Sich-ins-Wort-Fallen. Ich ärgere mich, dass ich einleitend nicht mehr zur Interviewsituation und zur speziellen Abbildung eines Chatprotokolls gesagt habe und dass Marten mir einige Wochen nach dem Gespräch noch einmal das Feedback gegeben hatte, dass er es gut fand, ein Gegenüber zu haben, und denkt, dass gerade diese besondere Gesprächssituation dazu geführt hat, dass er an der ein oder anderen Stelle offener reden konnte.

Neben diesen Rechtfertigungsmonologen in meinem Kopf bin ich auch stark verunsichert bezüglich meines gesamten Dissertationsprojektes. Ich habe das Gefühl, diese Sitzung sei noch einmal eine Bestätigung dafür gewesen, dass »dieses Thema« einfach zu »krass« ist, dass ich am besten doch alles abbrechen sollte. Einen Teil der – wenn auch subtil – geäußerten Kritik kann ich annehmen.

Aber was war da gerade in der Interpretationssitzung passiert? Ich frage mich insbesondere in Bezug auf Veronica und Charlotte, ob sie innerhalb der Methode agiert haben, in der alle Affekte ein Hinweis auf das Latente im Material, im Thema selbst sein sollen. Oder sind sie eigentlich außerhalb der Methode geblieben, indem sie immer wieder betont haben, nicht ins Material reingehen zu wollen, weil sie die Form der Interviews so gewaltvoll fanden?

Und warum konnte ich mit der Erwartung der Gruppe, »sie doch jetzt nicht so hängenzulassen« und sie »dort wieder herauszuholen«, nicht umgehen? Zunächst habe ich

nichts gesagt, da dies als Materialhereingebende mein Plan war, doch dem ist irgendwann Überforderung und schließlich Trotz gewichen: Während mir eine zu dominante Interviewführung vorgeworfen wird, werde ich jetzt doch wohl nicht die Situation in die Hand nehmen! Wenn ich im Material als empathielos empfunden werde: Ja, dann bin ich jetzt eben kalt und lasse euch hängen! Ich dachte außerdem, dass die erfahreneren Mitglieder der Gruppe am besten einschätzen können sollten, wie mit so einer Situation umgegangen wird, was zur Methode dazu gehört und wann wirklich abgebrochen werden sollte. Dann startet ein neues Gedankenkarussell in meinem Kopf: Liegt die Wahrnehmung der anderen, dass ich zu empathielos mit meinen Interviewpartnern umgehe, wirklich am Format eines Chatprotokolls? Oder hat es doch etwas mit mir in Verbindung mit dem Thema zu tun, dass ich »nachhacke« und »werte«, ja, meine Interviewpartner so »quäle«?

Nachgespräche

Im Laufe der nächsten Tage und Wochen spreche ich mit verschiedenen Personen und Gruppenkonstellationen über den Verlauf der Sitzung. Es pendelt sich die Einschätzung ein, dass es eine Mischung ist aus tatsächlich dem latenten Sinngehalt des Materials, aber auch dem Missverständnis über die eigentliche Materialform (Chatprotokolle statt Gesprächstranskriptionen), meiner durchaus ausbaufähigen Interviewführung in diesem Format und unterschiedlichen Forschungshaltungen und Stilen, in denen Interviews geführt werden können. Auch die unterschiedlichen Reaktionen der anderen auf meine Schilderungen der tiefenhermeneutischen Interpretationssitzungen waren erneut sehr affektgeladen. In Gruppenbesprechungen, in denen mein »direkter Interviewstil« eher gelobt wurde und/oder in denen auch mehr oder weniger deutlich wurde, dass die Anwesenden der Psychoanalyse sowieso eher kritisch gegenüberstehen, fand ich mich plötzlich in der Situation wieder, die tiefenhermeneutische Gruppe verteidigen zu wollen, was mich in eine schräge Position brachte. Von wieder anderer Seite wurde mir gesagt, dass es doch gut gewesen sei, dem Harmoniebedürfnis der Gruppe nicht nachgegangen zu sein und mich konsequent aus der Interpretationsdiskussion herausgehalten zu haben. Natalie, mit der ich ebenfalls noch einmal spreche, meint rückblickend, ihre Erklärung sei, dass sich Veronica und Charlotte als »Medium des Textes« bzw. des Materials verstanden und deshalb so betroffen agiert hätten, während ein Freund wiederum findet, dass sie sich eher als »Medium der Interviewten« aufgespielt hätten. Kurzum: Alle hatten starke Meinungen zur Interpretation dieser Sitzung.

Meinem anfänglichen Impuls, der Interpretationsgruppe von meiner Verunsicherung im Nachhinein der Sitzung zu berichten und zu fragen, ob und wie so etwas nachbereitet werden sollte, bin ich am Ende nicht nachgegangen. Einerseits, weil mir eine Mailingliste als Ort für eine eventuelle Diskussion darüber als nicht geeignet erschien, andererseits, weil mir die Sache, vor allem auch durch Nachgespräche mit einzelnen Mitgliedern der tiefenhermeneutischen Gruppe, nicht mehr

dringend genug erschien. Meine Mitschriften hatte ich irgendwann digitalisiert, jedoch nichts dazu ausformuliert, wahrscheinlich, weil ich immer noch nicht verstanden hatte, was eigentlich passiert war.

In den folgenden Monaten geriet aber auch die Stimmung der Gesamtgruppe in eine Schieflage. Daher wurde rund ein halbes Jahr später ein Gruppengespräch anberaumt, bei dem die veränderte Dynamik innerhalb der Gruppe seit der Interpretation meines Materials thematisiert wurde. Charlotte war zum Beispiel gar nicht mehr, Veronica nur noch selten zu den monatlichen Sitzungen gekommen. Es nahmen nicht alle Gruppenmitglieder an dieser Besprechung teil und schließlich sollte eine weitere, moderierte Nachbesprechung stattfinden.

Die Supervisionssitzung

Als ich erfuhr, dass die Gruppe eine weitere Sitzung mit externer Supervision zur Aufarbeitung ›meiner‹ Interpretationssitzung plant, waren meine ersten Reaktionen: Überraschung (weil ich nicht damit gerechnet hatte, dass es so explizit zu meiner Sitzung inklusive Material noch einmal Redebedarf gab), Irritation (weil das bisher nie so deutlich ausgesprochen worden war) und Abwehr (weil ich dachte: Oh nein, nicht noch einmal das Ganze! Ich will mir nicht auch noch vom offiziellen »Experten« anhören, dass ich da angeblich was falsch mache – denn als Supervisor sollte ein viel zitierter und führender Tiefenhermeneutiker eingeladen werden).

Der Verlauf dieser Supervisionssitzung, die wegen der Covid19-Pandemie online stattfinden musste, lässt sich als Reinszenierung der Reinszenierung zusammenfassen. Auch der Supervisor hatte die Information in meiner E-Mail übersehen, dass es sich um Chatprotokolle handelt, und daher das Material als Transkripte eines persönlichen Gespräches gelesen. Die Dynamiken waren ähnlich wie in der ursprünglichen Interpretationssitzung, nur in der Kommunikation noch schlechter, da das Online-Meeting von technischen Problemen durchzogen war. Leo wies mich in einem Nachgespräch darauf hin, dass ich auch meine eigenen Gefühle während und nach der ersten Sitzung sowie der Supervisionssitzung als Ergebnisse, als »aus dem Material kommend« interpretieren sollte.

Zwei Monate später entschied ich mich, ein weiteres Mal Material in die Gruppe zu geben, diesmal wählte ich das Transkript der ersten Stunde des Gespräches mit Patrick über seinen Penisbruch aus.

Die zweite Interpretationssitzung: Patrick

Ein Ergebnis des Gruppenprozesses der vergangenen Monate war, dass es für die Sitzungen immer eine nicht mitdiskutierende Prozessbeobachtung geben soll, diese Rolle übernimmt diesmal Leo. Das Interpretationstreffen findet wegen der Pandemie online statt. Die einleitende Blitzlichtrunde läuft (wieder) schleppend an, Natalie bemerkt als erstes: »Warum ist es so still?« und beginnt von ihren Texteindrü-

cken zu erzählen. Sie habe sich beim Lesen die ganze Zeit gefragt: »Was will er eigentlich von mir?« Es schien ihr, Patrick wolle sich nur präsentieren, er sei ihr »sympathisch mit Brüchen« gewesen. Im Laufe der Runde äußern sich fast alle dazu, ob sie Patrick sympathisch finden. Die meisten hätten keine Empathie empfunden, seien eher genervt gewesen und hätten seine *wokeness* als Inszenierung empfunden.

Jenny bemerkt, Patrick hätte sich bisher nur über seine Potenz definiert und würde sich jetzt nicht gesehen fühlen. Dann bittet sie alle anderen, wegen dieser »krassen Stille« ihre Mikrofone eingeschaltet zu lassen, und Natalie pflichtet ihr bei, diese »Ultrastille« mache sie ganz nervös. Richard sagt, dass er sich beim Lesen des Transkriptes körperlich extrem unwohl gefühlt habe, sich aber gleichzeitig auch gefragt habe, was eigentlich Patricks Problem sei, es gehe ihm doch eigentlich gut. Charlotte ist ebenfalls von Patrick genervt und meint, sie bekäme ihn »affektiv nicht zu greifen«. Das Transkript sei unheimlich dicht, das Lesen habe sie überfordert, sie habe sich in einem Text noch nie so viel angestrichen, aber gleichzeitig so wenig darüber zu sagen gewusst. Es sei »nichts angekommen« bei ihr, sie habe sich leer gefühlt danach. Veronica ist ebenfalls genervt und hat das Gefühl, ich sei die Anlaufstelle gewesen, die Patrick für seine Probleme gesucht habe. Nach der Blitzlichtrunde meint die Prozessbeobachtung, sie könne ja auch noch etwas sagen, macht es dann aber doch nicht.

Im weiteren Verlauf der Diskussion geht es vor allem um den manifesten Inhalt: Richard meint, eine Abgrenzung Patricks zu älteren Männern sei herauszulesen, und Veronica weist auf Widersprüche in Patricks Erzählung hin. Es wird diskutiert, was Patrick über Frauen, trans Personen und weibliche Sexualität gesagt hat. Charlotte ist verwirrt und stellt in Frage, ob Patrick die Wahrheit bezüglich der Ursache seines Penisbruchs erzählt. Sie vermutet außerdem, dass es ihm »eigentlich richtig schlecht« gehe.

Schließlich wird eine Stelle des Transkripts gemeinsam gelesen. Charlotte übernimmt meinen Part und Veronica den Teil von Patrick, woraufhin sie sagt, dass sie beim Vorlesen seiner Sätze wieder sehr genervt gewesen sei. Es geht erneut um die inhaltliche Interpretation und Natalie bemerkt, dass die Gruppe die ganze Zeit nur über das Manifeste sprechen würde, sie irgendwie gar keine Affekte habe und sich fragt, wie die Gruppe zur Diskussion des Latenten kommen solle, woraufhin erneut Stille eintritt. Richard findet, dass sie schon am Latenten »dran seien«, weil die vorgelesene Stelle an sich einfach sehr selbstreflexiv sei. Veronica meint, das Latente sei das Bild vom idealen cis Mann, und die Diskussion wird wieder sehr schleppend und zäh. Richard sagt, manifest sei zumindest, dass es für Patrick keinen Raum zum Reden gebe, und dass er sich diesbezüglich mit Patrick identifiziert habe. Jenny erwidert, dass Patrick ja *jetzt* aber auch nicht über seinen Schmerz reden würde, sondern über weibliche Erfahrungen. Die Stelle, an der Patrick als Vergleichsfolie für Schmerzen und Verletzungen, über die niemand redet, Geburten heranzieht, bei denen der Damm reißt oder mit der »Geflügelschere« aufgeschnitten würde, macht

Jenny sehr aggressiv. Veronica versteht Patricks Bedürfnis, mit Frauen zu reden, als seinen Wunsch danach, von Frauen Bestätigung über Männlichkeit zu bekommen.

Als die Diskussion gänzlich zum Erliegen kommt, schaltet sich die Prozessbeobachtung ein: Leo sei während der schleppenden Diskussion fast eingeschlafen, habe es kaum ausgehalten, nicht mitzureden, und habe sich abgeschnitten gefühlt. Die Stille am Anfang und auch zwischendrin sei nicht auszuhalten gewesen und offensichtlich sei vermieden worden, an die Affekte heranzugehen, die seien nur ganz am Anfang und dann erst wieder bei der »Geflügelschere« da gewesen. Leo habe die Diskussion wie ein Über-rohe-Eier-Laufen empfunden, »immer wie kurz vor der Explosion«, aber dann seien keine Affekte gefolgt, es sei nicht in die Tiefe gegangen worden.

Natalie hat nun das Gefühl, Patrick in Schutz nehmen zu wollen, »immerhin« ringe er ja mit seiner Männlichkeit. In den letzten Minuten geht es um Patricks Dilemma, dass er unter einem Männlichkeitsverlust leidet, während er gleichzeitig diese Gefühle aber meint nicht haben zu dürfen. Veronica vermutet, dass es sich bei dem Transkript um eine Umkehr von Manifestem und Latenten handele: Das, was Patrick manifest sagt, sei das, was sie sonst als Latentes herausarbeiten würden. Irgendwie sei das irritierend und »alles passe einfach nicht zusammen«, latent sei vielleicht die Entwertung von Weiblichkeit. Charlotte meint abschließend, Patrick leide darunter, dass »es« nicht affektiv werde und er sich deswegen allein fühle. Damit endet die Sitzung.

Was bleibt?

Aus verschiedenen Gründen habe ich die tiefenhermeneutische Interpretationsgruppe zwei Monate darauf, also nach etwas über einem Jahr, wieder verlassen. Einerseits hatte ich zu diesem Zeitpunkt für die monatlichen, recht zeitaufwändigen (Wochenends-)Treffen sowie den Selbstorganisationsprozess der Gruppe nicht mehr genügend Kapazitäten, andererseits war mir auch klar, dass ich keine durch und durch tiefenhermeneutische Arbeit schreiben und die Interpretation all meiner Interviews im Rhythmus der Gruppe viel zu lange dauern würde. Ich erhebe auch für die drei mit der Gruppe besprochenen Interviewtranskripte nicht den Anspruch, diese im Sinne der tiefenhermeneutischen Methode vollständig zu interpretieren. Mit diesem Exkurs möchte ich vielmehr zeigen, wie verschiedene methodische Zugänge auch unterschiedliche Interpretationsrichtungen ermöglichen.

Die folgenden Interpretationsangebote greifen dem Teil III des Buches voraus, können aber auch als eine atmosphärische Vorbereitung darauf gesehen werden. Was kann also die tiefenhermeneutische Interpretation zur Frage beitragen, wie cis Männer den materiellen und/oder funktionellen Verlust ihrer Genitalien erleben? Wie lassen sich die beschriebenen Reinszenierungsphänomene einordnen, was ist der latente Sinngehalt im Material und welche Aufschlüsse gibt er? Für die folgende Analyse habe ich den von mir verschriftlichten Verlauf der Sitzungen wiederum als

Material – d.h. sowohl die darin geäußerten affektiven Reaktionen auf den Text als auch die Dynamiken innerhalb der Gruppe als Reinszenierungen – gelesen.

Die vorherrschende Atmosphäre beider Sitzungen lässt sich so deuten, dass sich die Unbesprechbarkeit vom Verlust von Potenz, Penis und den damit verbundenen Männlichkeitsvorstellungen auch in der Interpretationsgruppe reinszenierte: Sowohl die Offline-Diskussion zu den Chatprotokollen als auch die Online-Sitzung zum Interview mit Patrick verliefen äußerst schleppend und zäh, dominiert von einer vielbemerkten »krassen Stille« – in dem ganzen Jahr habe ich das bei keiner anderen Sitzung dieser Gruppe so erlebt.

Die genannten Affekte in der ersten Sitzung zu den Protokollen zu Martens »Impotenz« und Hermanns Penisamputation waren Wut, Trauer, Aggression, Mitleid, Schuld, Ohnmacht, Überforderung, Bedrängung, ein Aus-der-Situation-heraus-Wollen und auch ein Etwas-kann-nicht-raus-Gefühl. Letzteres wurde in beiden Sitzungen damit in Verbindung gebracht, dass meine Interviewpartner ihre eigene Lust oder Erregtheit nicht mehr wie gewohnt in Form von Erektionen, Orgasmen oder Ejakulation »herausbringen« könnten. Die Wut und Überforderung sei vor allem im Geschriebenen von Hermann empfunden worden, hat sich aber auch an mich als Gesprächspartnerin gerichtet u.a. aufgrund meines »hackenden« Nachfragens, wie Jenny es genannt hatte.

Dem gegenüber stand die Empfindung, dass Gefühle wie Trauer oder Wut eigentlich »nicht sein dürften«, dass es keinen Raum für sie gebe. Später in der ersten Sitzung folgten daraus innerhalb der Gruppe Scham-, Schuld- und Rechtfertigungsdynamiken. Die Spannung zwischen einerseits vorhandenen, starken Affekten, die aber gleichzeitig nicht herauskönnten, auch weil sie dies vermeintlich nicht *dürften*, war überaus präsent. Sie kann im Sinne der Tiefenhermeneutik als latenter Gehalt der Texte und somit als aus dem Thema, sprich, aus dem Erleben meiner Interviewpartner kommend gedeutet werden. Daran schließt sich an, dass Veronica deutlich geäußert hatte, dass sie »aus den Affekten nicht mehr herauskommt« und sich Unterstützung von mir als der Diskussion (vermeintlich) Außenstehende gewünscht hat: »Du kannst uns jetzt hier nicht so hängen lassen, da kommen wir *allein* nicht raus!« Zuvor schwebte die ganze Zeit die Frage im Raum, wie lange die Sitzung noch auszuhalten sei und ob oder ab wann abgebrochen werden sollte. Diese Dynamik könnte mit den zwei Polen des in meinem Material steckenden Umgangs verknüpft werden: Auf der einen Seite stehen die suizidalen Gedanken als potentieller Ausweg, wenn die Situation zu schlimm, nicht mehr aushaltbar wird (die Amputation auch des zweiten Hodens; nach einer Penisamputation »niemand« mehr zu sein), auf der anderen Seite steht die Erkenntnis, dass die Situation *allein* nicht zu schaffen ist, dass es eine Intervention oder ein gemeinsames Navigieren aus der als überfordernd wahrgenommenen Situation braucht (sich Hilfe suchen; mit anderen reden; sich öffnen).

Diese Dynamiken finden sich auch, wenn, wie Leo es geraten hatte, meine eigenen Affekte während der Sitzungen als Ergebnisse interpretiert werden: nämlich, dass ich mich existentiell (als Forschende) angegriffen gefühlt habe, ich die Exit-Option (eben nicht nur aus der konkreten Sitzung, sondern das Abbrechen der Forschungen allgemein) als Lösung in Erwägung gezogen habe, mich aus der Gruppe ausgeschlossen, allein gelassen und missverstanden gefühlt habe. Übertragen auf das Erleben meiner Interviewpartner hieße das: sich aufgrund der Amputation oder »Impotenz« existentiell in der (männlichen) Identität angegriffen fühlen, die Exit-Option in Form von Suizidgedanken durchspielen, sich fundamental alleingelassen und missverstanden fühlen, »wie im Schlauchboot im Mittelmeer«, wie Alberto es auszudrücken versucht hatte.

Dieser affekt- und spannungsüberladenen Dynamik der ersten Sitzung steht die zweite Sitzung zu Patricks Transkript gegenüber, die sich eher durch eine von der Gruppe artikulierten Affektlosigkeit, eine Leere, Orientierungslosigkeit und einem Genervtsein auszeichnete. Auffällig war, dass immer wieder thematisiert wurde, ob Patrick sympathisch sei. Dabei gab es für sein Erleben wenig Empathie oder Mitleid, obwohl gleichzeitig mehrmals die Vermutung geäußert wurde, dass es ihm eigentlich nicht gut geht, und auch, dass beim Lesen des Transkriptes ein körperliches Unwohlsein aufgrund der Beschreibung des Penisbruches auftrat. Es wurde darüber geredet, dass Patrick gehört werden möchte, und gleichzeitig befunden, dass der Text zwar »superdicht« sei, aber »nichts ankommen« würde. Es wird stattdessen auf Widersprüchlichkeiten in Patricks Erzählungen hingewiesen und schließlich auch seine Glaubhaftigkeit angezweifelt.

Die Affekte in der Gruppe schienen zweigeteilt, nämlich Leid und Unwohlsein und gleichzeitig aber kein Mitgefühl, keine Empathie zu empfinden, Patrick nicht ganz ernst nehmen zu können und stattdessen von ihm genervt zu sein. Dies kann als eine weitere Spielart der reinszenierten Spannung zwischen Gefühlen, die da sind, aber »nicht sein dürfen«, gesehen werden. Das Dilemma, einerseits Trauer oder Schmerz zu empfinden und sich andererseits zu verbieten, diese Gefühle zu haben, wird von Patrick wiederum auch direkt ausgesprochen. Auch er nimmt in dieser Hinsicht seine (ungewollten) Gefühle nicht ernst und scheint eher genervt von der Situation und von sich selbst. Ähnlich wie diese ungewollten Gefühle von Patrick wird auch in der Gruppe auf *die* Stimmen nicht weiter eingegangen, die sagen, sie könnten Verständnis für ihn aufbringen, oder die anerkennen, dass Patrick es wenigstens »versuche«. Diese Bemerkungen verhalten, genauso wie auch von Patricks Äußerungen bei den Hörenden/Lesenden »nichts ankommt«, es keinen Resonanzraum für das Gesagte zu geben scheint.

Aufgrund Patricks selbstreflexiver Erzählweise schien die Gruppe zeitweise sehr orientierungslos, da sie den manifesten und latenten Gehalt verdreht sah. Die Affekte wiederum, die teilweise in der Blitzlichtrunde noch geäußert worden waren, wichen einer Leere, die im Laufe der Sitzung als Vermeidung wahrgenommen wur-

de, an die Affekte heranzugehen, in die Tiefe zu gehen; eine Vermeidung, die in der Gruppe stattfand und somit als Reinszenierung von Patricks Umgang verstanden wurde: Er habe so eine gute Strategie entwickelt, die (unerwünschten, verbotenen) Gefühle »wegzupacken«, weshalb es für die Gruppe wiederum so schwierig sei, an die latente Ebene »heranzukommen«. Diese Ergebnisse der tiefenhermeneutischen Methode könnten so gedeutet werden, dass Patricks Erleben eines Penisbruches, die Erschütterung durch plötzliche Potenzlosigkeit hauptsächlich von Affektvermeidung, Leere und Orientierungslosigkeit gekennzeichnet war. Abschließend kann also vermutet werden, dass die in den beiden Sitzungen reinszenierten Dynamiken und das Affektkonglomerat aus einerseits Aggression, Wut, Trauer und andererseits einer Leere, Ohnmacht, Orientierungslosigkeit und Hemmung (etwas kann nicht raus, ich will eigentlich raus, Sprachlosigkeit, Gefühlsverboten) zum Erleben von cis Männern mit materiellem und/oder funktionellem Verlust ihrer Genitalien gehören.

Der Penis im Schatten des Phallus

Dieser Exkurs in die Tiefenhermeneutik ermöglicht ein anderes Verstehen des Forschungsprozesses. In den vorigen Unterkapiteln dieses dritten Kapitels »Un()Besprechbarkeiten beforschen« habe ich anhand meiner eigenen Beobachtungen und Reflexionen im Sinne der RGTM sowie der vorhandenen Forschungsliteratur verschiedene Besonderheiten und Herausforderungen meiner Forschungen aufgezeigt. Durch den tiefenhermeneutischen Fokus auf den latenten Sinn konnten sowohl einzelne Aspekte daraus noch einmal verdeutlicht und anders eingeordnet als auch das, was »im Material steckt«, anders erfahrbar gemacht werden. So lässt sich neben der eher kognitiv-verstehenden Ebene auch noch einmal auf einer eher körperlich spürbaren verstehen, warum zum Beispiel die Teilnahme an einem Interview zu diesem Thema so herausfordernd ist bzw. lieber vermieden wird. Außerdem wurde in der ersten tiefenhermeneutischen Interpretationssitzung geäußert, dass eigentlich nur über die Art und Form der Interviews, nicht aber über deren Inhalt gesprochen werden könne. Das Gleiche könnte über dieses Buch an dieser Stelle gesagt werden – es ging bis hierher vor allem um das *Wie* des Prozesses als um das *Was* des Themas.

Und schließlich bleibt auch festzuhalten, dass in beiden Interpretationssitzungen kaum über den (gebrochenen, amputierten, »nicht funktionierenden«) Penis selbst gesprochen wurde. Hier lohnt sich nochmals ein Blick auf die letzten Minuten der ersten Sitzung zu den Chatprotokollen von Marten und Hermann: Erst zum Ende wurde der Penis konkret thematisiert und zwar zunächst vermittelt über den Phantomschmerz, den Jeron gespürt hatte, und dann über Jennys Penisneid, den sie als Kind gegenüber ihrem Bruder empfunden hatte. Als Natalie einwirft, dass die Gruppe doch einen Phallozentrismus reproduziere, wird vom Rest der Gruppe auf

diesen Diskussionsstrang nicht eingegangen, mit der Begründung, dieses ganze Thema – Phallus und Psychoanalyse – sei jetzt »zu groß«, um es in dieser Situation zu besprechen. Daraufhin bemerkt Natalie nochmals, dass die Gruppe aber auch über die Vulva sprechen könnte, und Jenny wendet ein: »Andererseits haben wir auch gerade erst begonnen, endlich mal über den Penis zu sprechen.« Die Sitzung endet kurz darauf mit Jerons Bemerkung, dass die Dynamik innerhalb der Gruppe wohl irgendwie stärker als das Thema selbst gewesen sei.

In der Dramaturgie dieser letzten Szene liegt für mich ein springender – sich jetzt im Moment des Schreibens noch deutlicher zeigender – Punkt:³⁰ Der Penis an sich, zumal der verletzte/verlorengegangene, findet keinen Raum, keine Artikulation, und wenn doch, nur in Verbindung mit dem Phallus, dem Phallozentrismus, sodass ›das Ganze‹ schnell als zu groß, zu komplex, zu viel empfunden und: beiseitegeschoben wird. Kaum taucht der (verletzte, verletzliche) Penis (überhaupt) ernsthaft auf, ist er auch schon wieder weg, bildlich gesprochen im Schatten des Phallus; eine Flüchtigkeit bei gleichzeitiger Omnipräsenz, oder genauer: Der Penis und die mit ihm verbundenen Männlichkeiten bleiben flüchtig, nicht greifbar aufgrund des allgegenwärtigen, als zu mächtig empfundenen Phallus. Hier beginnt sich meine These zu entwickeln, dass der Penis vom Phallus und damit der Potenz (Potentia = Macht) gelöst werden muss, um ihn als das besprechen zu können, was er (auch und vielleicht vor allem) ist: verletzlich, nicht selbstverständlich und daher aus Perspektive einer leistungsorientierten und phalluszentrierten Gesellschaft schon immer ›defekt‹.

3.6 Zusammenführung: Forschen an den Besprechbarkeitsgrenzen

Im zweiten Kapitel »Un()Besprechbarkeiten« gelangte ich hauptsächlich über das, was meine Interviewpartner über ein Reden mit sich, mit anderen und mit Männern sagten, zum Bild einer anforderungsbedingt emotional verstummten Männlichkeit. Diese führt, so meine These, zu Besprechbarkeitsgrenzen, die je nach eigener Verortung in der Männlichkeitsmatrix verschiebbar sind. Ich hatte argumentiert, dass mein Forschungsfokus verschiedene Aspekte zusammenbringt, die eine Verschiebung dieser Besprechbarkeitsgrenzen hin zur fast gänzlichen Unbesprechbarkeit begünstigen: gesellschaftliche Tabuisierungen, die scheinbare

30 Und ist somit vielleicht das, was König (2019: 35) in Anlehnung an Peirce (1970: 366) den »abduktive[n] Blitz« nennt: Die Tiefenhermeneutik fuße nicht auf Induktion oder Deduktion, sondern auf dem »abduktiven Schließen«, »demzufolge uns neue Einsichten ›wie ein Blitz‹ überraschen, weil es sich um einen ›unbewussten Prozess‹ handelt, ›der nicht kontrollierbar und infolgedessen nicht völlig bewusst ist‹«. Auch die RGTm arbeitet mit dem Konzept der Abduktion, um die »kreative Komponente und die Bedeutung der Ideen-Funken [...] herauszustellen« (Breuer et al. 2019: 8).

Udenkbarkeit von penisloser, impotenter, unfruchtbarer Männlichkeit, Scham, Krankheit, die nicht vorhandene *sisterhood among straight cis men*, Männlichkeitsanforderungen, Verletzlichkeit, die Angst vor Beschämung.

In den vorangegangenen Unterkapiteln wurden die forschungspraktischen Erkenntnisse für diese Interviewstudie illustriert. Es wurde deutlich, dass sich die *anforderungsbedingten Besprechbarkeitsgrenzen* auch auf meinen Forschungsprozess auswirkten. Folglich schneidet sich der Gegenstand meiner Forschung mit der Form. Durch verschiedene Schwierigkeiten und Herausforderungen während meines Forschungsprozesses bin ich auf eine Fülle an Forschungsliteratur gestoßen, die sich mit einem *interviewing men* beschäftigt: Männer seien schwieriger für qualitative Interviews zu rekrutieren, insbesondere zu Themen wie Gesundheit, Krankheit, Körperlichkeit und Geschlecht. Interviews mit Männern seien »karg«, es ist die Rede vom »inexpressive male«, nötig sei ein »bugging the cone of silence«. In Bezug auf die Erforschung von Männern und Männlichkeiten wird gar das qualitative Interview als »gold standard« selbst in Frage gestellt. Fast alle Artikel betonen gleichzeitig die Gefahr von essentialisierenden Aussagen sowie die Notwendigkeit, Männlichkeit als Konstrukt und im Plural zu denken. In diesem Spannungsfeld resümierte Butera (2006: 1263): »I leave the topic open for further debate in the academic community as to how we can conduct strong social research when men are seemingly unwilling participants on «soft» topics.« Die über dieses Buch hinausreichende Frage lautet demnach: Wie können Männlichkeiten, insbesondere in Bezug auf Körperlichkeit, Krankheit und Verletzbarkeit empirisch erforscht werden, wenn das Reden darüber doch von so viel Schweigen, von scheinbar Unaussprechbarem begleitet ist? Was bedeutet dies wiederum für die soziologische Theoriebildung, insbesondere für eine datengestützte wie die Grounded Theory?

3.6.1 Die Vorteile der Reflexiven Grounded Theory

Ich lege abschließend dar, inwiefern der Forschungsstil der RGTM ermöglichend war. Dafür gehe ich kurz auf die *rekursiv-iterative Bewegungsabfolge*, die *theoretische Sättigung* sowie auf das Verhältnis zu vorhandener Forschungsliteratur ein. Anschließend wird verdeutlicht, dass die Erkenntnisse nicht nur von forschungspraktischer Bedeutung sind, sondern darüber hinaus ein Wissen über die Un()Besprechbarkeit von (versehrten) Männlichkeiten produzieren.

Von Fall zu Fall hangeln

Bei Breuer et al. (2019: 133) heißt es: »Der Arbeitsprozess besteht nicht aus einem linearen Durchlaufen [...], sondern ist durch ein vielfaches Hin und Her, ein Zurück- und wieder Vorspringen zwischen einzelnen Phasen gekennzeichnet.« Durch dieses Vor und Zurück, die »*iterativ-rekursive Bewegungsfigur*« (ebd.: 9), konnte ich mein Vorgehen immer wieder anpassen. Zum Beispiel passte ich den Interviewauf-

ruf so an, dass auch anonyme Chatinterviews möglich waren, und ich ließ meine späteren Interviewpartner an den Erkenntnissen und Beobachtungen aus den früheren Interviews teilhaben. Diese offene Bewegung hat auch ermöglicht, zu Anfang meinen Forschungsfokus noch einmal zu ändern. Allerdings, so Breuer et al. (2019: 9), mache diese Offenheit die RGTM »nicht leicht kompatibel mit den im Wissenschaftsbetrieb üblichen Vorstellungen von Forschungsplanung, die apriorisch erfolgt und an der über den Verlauf hinweg festgehalten wird«. Insbesondere im Rückblick scheint es mir aber essentiell, dass es für die Erforschung eines Themas, für das es so wenig Vorarbeit und gleichzeitig so viele Fallstricke gibt, möglich ist, sich von einem Untersuchungsschritt zum nächsten zu hangeln, um dazwischen immer wieder reflektieren und kalibrieren zu können.

Im iterativ-rekursiven Prozess der RGTM ist nicht vorgesehen, sehr große Stichproben zu erforschen. Stattdessen wird versucht, aus »wenigen aber intensiv explorierten Fällen eine Vielzahl theoretischer Funken zu schlagen, konzeptuelle Ideen und Zusammenhangs-Annahmen zu generieren« (ebd.: 8). Die *Fallauswahl* solle »konsekutiv in Abstimmung mit dem jeweiligen Stand der Erkenntnis- und Theorieentwicklung« (ebd.: 156), also absichtsvoll und gesteuert stattfinden. Gleichzeitig heißt es bei Breuer et al. (2019: 364), dass eine »sehr verschiedenartig gebaute Grundgesamtheit von Fällen« eine größere Fallsammlung erfordere, »um die Breite des Spektrums von Phänomen- bzw. Ausprägungs-Varianten einfangen zu können«. Hier musste ich abweichen, denn aufgrund der wenigen Rückmeldungen bzw. der Schwierigkeit, überhaupt Interviewpartner zu finden, konnte ich keine *Auswahl* treffen, sondern musste sozusagen »nehmen, was kommt«. Dies führte, wie beschrieben, zu einer Heterogenität sowohl bezüglich der Fallgeschichten als auch des Formats der Gespräche; eine größere Fallsammlung schien – trotz verschiedenartiger Grundgesamtheit – im Rahmen dieses Buches nicht möglich.

Hinlänglichkeit und Plausibilität statt Sättigung

Eng verbunden mit der Frage nach der Fallauswahl und -anzahl ist das »methodologische Zielkriterium« (ebd.: 159) der *theoretischen Sättigung*. Demzufolge solle die Datenerhebung zu dem Zeitpunkt beendet werden, an dem das Heranholen weiterer Daten zu keinen neuen Erkenntnissen für die Theorieentwicklung führt (ebd.). Von diesem Kriterium, mit dem die meisten Grounded Theory Methodologien arbeiten, distanzieren ich mich mit Breuer et al. (2019): Sie merken an, dass ihm »die optimistische Annahme einer stetig voranschreitenden Erkenntnisbildung zugrunde [liege] – leider eine unrealistische epistemologische Idee« (ebd.: 365). In Anlehnung an Ian Dey schlagen sie daher vor, sowohl von »vorgeschlagenen« und »indizierten«, statt von »gesättigten Kategorien«, als auch von »theoretischer Hinlänglichkeit«, statt »theoretischer Sättigung« zu sprechen (ebd.). Denn es könne keine Garantie dafür geben, dass ein neuer Fall *keine* neuen Erkenntnisse bringen und dass die gleichen Fälle zu einem späteren Zeitpunkt Bisheriges nicht umstrukturie-

ren oder in Frage stellen könnten. Auch meine entwickelten Konzepte und Ansätze sind nicht gesättigt, aber sie sind das, was zu einem gegebenen Zeitpunkt in einem bestimmten Setting erarbeitet und *vorgeschlagen* werden kann. Eine ähnliche Kritik findet sich bei Dahlberg et al. (2007: 176), die sich bezüglich ihres Ansatzes des *lifeworld research* ebenfalls mit dem Kriterium der Sättigung auseinandersetzen und schreiben:

»In lifeworld research there is no talk about saturation. [...] [L]ifeworld research holds the ontological and epistemological idea that meanings are infinite, always expanding and extending themselves. Consequently, no meaning saturation can exist.«

Das vorliegende Buch hat aufgrund des Forschungsfokus einen explorativen Charakter. Es will keine *gesättigten* Ergebnisse liefern, sondern vielmehr eine Diskussion eröffnen.

Was bedeutet das für die Gütekriterien einer wissenschaftlichen Arbeit? Grundsätzlich geht es bei der RGTM nicht um »Beweisbarkeit im strengen Sinn«, sondern um »größtmögliche Plausibilisierung und Veranschaulichung neu entdeckter Strukturen« (Breuer et al. 2019: 366). Die Autor*innen zitieren dazu noch einmal länger Strauss und Corbin. Diese meinen, durch die »Anschlussfähigkeit zu eigenen Lebens- oder Praxis-Erfahrungen« und durch eine »Überraschungs- und Innovations-Wirkung, [...] Aha- oder Wow-Effekte« werde ein »Mitgehen« (ebd.) der Leser*innen ausgelöst. Denn bei einer *guten* datengestützten Theorie, also einer Grounded Theory, handele es sich um

»interessante, klare und logische Forschung, die Leser zum Nachdenken anregt und Lust macht, weiter zu lesen. Es handelt sich um bedeutsame Forschung, die Einsichten vermittelt, Sensibilität aufweist und keine bloße Wiederholung des immer gleichen ›ollen Zeugs‹ ist oder etwas, das genauso in jedem Zeitungsartikel geschrieben steht. Es handelt sich um Forschung, die Konzepte mit ausreichend deskriptiven Details verschmilzt, um den Leserinnen eigene Schlussfolgerungen aufgrund der Daten und die Beurteilung der Glaubwürdigkeit von Daten und Analyse des Forschenden zu ermöglichen. [...] Es handelt sich um Forschung, die Diskussionen und weitere Forschung zum Thema anregt. Mit anderen Worten: Es handelt sich um Forschung, die sowohl wissenschaftlich fundiert als auch kreativ ist (Corbin und Strauss 2015, S. 347; eigene Übersetzung).« (Breuer et al. 2019: 366)

Ob mir dies sowie die »größtmögliche Plausibilität« mit meinen Ausführungen gelingt, liegt in der Beurteilung der Leser*innen.

Open mind statt empty head?

Neben dem Kriterium der *theoretischen Sättigung* wird auch eine weitere, in der ursprünglichen GTM vertretene Position diskutiert. Glaser und Strauss positionierten sich damals explizit gegen die Ansicht, dass Forscher*innen vor Beginn ihrer eigenen Recherchen und Datenerhebung möglichst alle vorhandene Forschungsliteratur zum jeweiligen Themengebiet durchzuarbeiten und die Erkenntnisse in das eigene Forschungsdesign mit aufzunehmen haben. Stattdessen waren sie der Meinung: »[S]orgfältig die ›gesamte‹ Literatur zur Kenntnis zu nehmen, bevor man an die Forschung geht, erhöht die Wahrscheinlichkeit, sich seines Potentials als Theoretiker brutal zu berauben« (Glaser und Strauss 1998: 258). Es gehe vielmehr darum, eine theoretische Offenheit zu bewahren: »*Open mind* ist etwas anderes als *empty head* – so lautet inzwischen die verbreitete Ansicht in der Methodologie-Diskussion« (Breuer et al. 2019: 144).

Aufgrund meiner vorhergehenden Masterarbeit hatte ich durchaus Vorwissen zu den Themengebieten Männlichkeiten, (versehrte) Körper und Prothetik. Vieles habe ich für dieses Buch aber erst gelesen, weil mich mein Material ›darauf hingewiesen‹ hat. Erst ausgehend von der Analyse der Interviews und des Prozesses habe ich beispielsweise die Forschungsliteratur zu Scham, zu *sensitive topics* oder zum *interviewing men* gelesen, um meine Erkenntnisse genauer beleuchten und diskutieren zu können. In der Rückblende denke ich, meine Datenerhebung wäre erfolgreicher verlaufen, wenn ich ›das alles‹ schon vorher gewusst hätte. Ich hätte zum Beispiel gleich anonyme Interviewformate anbieten oder meinen Aufruf als einen möglichen Austausch zwischen Betroffenen rahmen können; als Anlaufstelle, am besten gleich als Online-Plattform. Gleichzeitig ist mir klar, dass ich die Erkenntnisse eben *nicht* schon vorher hätte haben können. Im Eingangszitat, das ich für dieses dritte Kapitel ausgewählt habe, bringt Foucault (1996:25) dieses Dilemma auf den Punkt: »Ist meine Arbeit beendet, so kann ich gewissermaßen im Rückblick – aus der soeben gemachten Erfahrung – eine methodologische Reflexion entwickeln, welche die Methode herausarbeitet, der das Buch hätte folgen sollen.« Ich muss hier erneut an Hofstadler und Buchinger (2001: 21) denken, die reflektieren:

»[B]ereits im Vorfeld [hatten wir] zu wenig Augenmerk darauf gelegt [...], dass Frauen und Männer bezüglich Körper und Sexualität potentiell unterschiedliche Zugangs- und Erlebnisweisen haben. Wir hatten uns als Frauen der männlichen Thematik angenähert und waren dabei von den Erfahrungen, die wir in den Interviews mit Frauen gemacht hatten, ausgegangen.«

So gesehen war ich vielleicht ›von mir selbst als Frau‹, von mir selbst als zum Beispiel auch nicht an Krebs erkrankt oder amputiert ausgegangen und konnte nicht antizipieren, welche Schwierigkeiten sich ergeben würden. Und wahrscheinlich hätten viele, in Bezug auf Männlichkeiten ganz unterschiedlich verortete Personen sie

ebenfalls nicht voraussehen können. Lee (1993: 207) rät in Bezug auf ein *Doing Research on Sensitive Topics*: »[T]he ability to reflect in an imaginative, playful, even fanciful, way is helpful when faced with a difficult research situation.« Die besondere Kombination meiner Forschung – qualitative Forschung zu Männlichkeit – hat Anpassungen erfordert, die durch das iterativ-rekursive Voranschreiten und die Offenheit der RGTM möglich waren.

3.6.2 An den Besprechbarkeitsgrenzen forschen

Die Analyse, wie die *anforderungsbedingten Besprechbarkeitsgrenzen* den Forschungsprozess und die Interviewsituationen formen, hat gezeigt, dass die Beweglichkeit dieser Grenzen von weiteren Faktoren abhängt: vom Gesprächssetting, von der geschlechtlichen Verortung des Gegenübers, von Sympathien und Vertrauen, vom Zeitpunkt in Bezug auf den Krankheitsverlauf, von der Gesprächsführung. Der in Kapitel 2 von mir genannte Faktor der Verortung in der Männlichkeitsmatrix kann außerdem – in Bezug auf meine Interviewpartner – ausdifferenziert werden: Es scheint eine Rolle zu spielen, wie sehr sich die Redenden bereits mit der eigenen Geschlechtlichkeit auseinandergesetzt haben und in welchem Umfeld sie sich befinden. Sowohl Patrick als auch Alberto bezogen sich auf trans Personen, um ihre Situation zu erläutern: nämlich, dass sie mit ihnen mitfühlen könnten und sich umgekehrt von ihnen verstanden fühlten. Bei Patrick und Nathan wiederum wurde deutlich, dass ein nicht-heteronormatives soziales Umfeld ihnen ermöglichte, offener über ihre Probleme und Krankheiten zu sprechen – im Falle Nathans: sich in Form eines Theaterstücks sogar öffentlich zu »outen«. Und Jonas meint, dass er über die Auseinandersetzung mit feministischen Positionen in den letzten Jahren auch viel über sich und seine Sexualität gelernt habe.

Rüter (1998: 104) schreibt in einem Sammelband zu kritischer Männerforschung, dass Ergebnisse »kleinteiliger, empirischer Annäherungen an das Geschlechterfeld schnell an Aussagekraft und Gewicht verlieren, wenn sie abstrahierend auf alle Männer oder einen Großteil von ihnen bezogen werden«. Daher sollten die Aussagen besser in ihrem Kontext belassen werden. Ich möchte hier nicht darüber schreiben, »wie alle Männer sind«, auch nicht »wie alle Männer mit Genitalverletzungen sind«, sondern Vorschläge darüber plausibel machen, wie Erkenntnisse aus meiner Forschung, aus kleinteiligen empirischen Annäherungen, dennoch etwas zur Wissensproduktion über Männlichkeiten beitragen.

Von *finta**-Personen wurden und werden Räume erkämpft und gestaltet, um zum Beispiel auch über Verletzlichkeit, Unsicherheiten und Krankheit zu sprechen. Meine Forschung legt nahe, dass diese Räume – im weitesten Sinne – für cis Männer kaum existieren, ja, sogar fehlen. Solche Gesprächssituationen scheinen mit Vorstellungen von hegemonialer Männlichkeit und mit den daraus resultierenden, *anforderungsbedingten Besprechbarkeitsgrenzen* nicht zu vereinbaren.

Was bedeuten diese Grenzen, die bis hin zur Sprachlosigkeit verschoben werden können, für interaktive Begegnungen, für ein Miteinander? Eine mögliche Beantwortung dieser Frage habe ich in den vorigen Unterkapiteln an meinem Material verhandelt. Dabei ist deutlich geworden, dass in der möglichen Verschiebbarkeit der Grenzen Spannungen liegen. Eine männliche Sozialisation, die Orientierung an und Konfrontation mit den Anforderungen, die hegemoniale Männlichkeiten an Männer stellen, zerren die Besprechbarkeitsgrenzen permanent nach oben. Nähe, Intimität, Heilung, ein offenes Miteinander, die *sisterhood*, von der Patrick sprach, werden dadurch erschwert oder gar verhindert. Gleichzeitig lassen die Bedürfnisse und Gefühle des Einzelnen oftmals vermuten, dass es den Wunsch gibt, diese Grenzen herabzusenken. Diese Spannung ließ sich an meinem Material gut zeigen. Während sich Alberto einen Austausch mit anderen Betroffenen sehr wünscht, ihn aber nicht findet, kann und möchte er sich gleichzeitig Freund*innen und Bekannten, seinen Kindern und zunächst auch seiner Partnerin gegenüber nicht öffnen. Patrick hat einen großen Kommunikationsbedarf nach außen, die Gespräche mit seinen cis Freunden scheitern aber und gleichzeitig gibt er zu, dass auch er auf das *decompressing male identity*, das für solche Gespräche nötig wäre, keine Lust habe. Hermann nimmt mit großer Überwindung an dem anonymen Chatinterview teil und signalisiert dadurch die Bereitschaft zu reden, findet im Gespräch selbst aber kaum Worte, scheint angespannt und bricht das Interview letztlich auch ab. In seinem Alltag pflegt er kaum noch soziale Kontakte, er lebt aufgrund seiner Penisamputation sehr zurückgezogen, niemand weiß davon.

Das Herabsenken der Besprechbarkeitsgrenzen geht mit einer unsicheren, weil verletzlischen Position bezüglich der Männlichkeitsmatrix einher und benötigt emotionale und kommunikative Fähigkeiten, die im Zweifel kaum erlernt werden konnten. Doch gerade durch das Begeben in Verletzlichkeit und Unsicherheit können Annahmen hinterfragt und ein neues Wissen produziert werden. Andere Geschichten von Männlichkeiten entstehen nur, wenn sie auch getan und erzählt werden, wenn miteinander de- und rekonstruiert wird. Das »Privilegienkissen«, auf dem Patrick bis zu seinem Penisbruch geruht habe, verhindert diese bewusste Reflexion aber oftmals. In einer solchen Wissensproduktion, im De- und Rekonstruieren befinden sich hingegen Personen, die in konstanter, bewusster Auseinandersetzung mit Geschlecht sind, permanent.

Damit schließe ich diesen zweiten und längsten Teil SCHWEIGEN UND REDEN und nenne den nächsten Teil, in dem es um das (erzählte) Erleben meiner Interviewpartner geht, REDEN UND FÜHLEN. Für die Teilnahme an meiner Studie waren sie bereit, die Besprechbarkeitsgrenzen herabzusetzen und sich in eine höchst vulnerable (Gesprächs-)Situation zu begeben.